BIO FORUM Schweiz

Kultur und Politik

1›16

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Collage von Nikola Patzel mit Fotos (v.l.n.r.) von Zeitschriftenanzeige (USB), Michael Lemmer (Viola cucullata), Tina Siegenthaler (Gemüse), Gaël Monnerat / UFA-Revue (Traktor), Postkarte (this way), Theo Haslbeck (Boden), Monika Thuswald (Gruppe), tilman-org (Kornfeld mit Disteln), Nikola Patzel (roter Boden) sowie Wendy Peter (Acker).

Möschberg-Gespräche 2016: Berichte von Vorträgen

Bio 3.0: Biolandbau in Zukunft. Otto Schmid
Rahmenbedingungen und 'Vision' des BLW. Adrian Aebi
Industrialisierung wider Willen. Andreas Bosshard
Ökologische und soziale Produktion. Bettina Dyttrich

Möschberg-Gespräche 2016: Workshop-Ergebnisse

SINNvolle Kontrollen – Stickstoff – Demokratisierung des Essens – Urbane Landwirtschaft

Buchvorstellung: Fairtrade und Profit. Nikola Patzel

Ein «Bioland» in Olten. Christian Gamp

Aufstieg zu neuen Gipfeln begleiten. Sonja Korspeter

Halbe Ernte – doppelter Preis? Nikola Patzel

Modelle der solidarischen Landwirtschaft. Tina Siegenthaler

Mitmischen für eine bäuerliche Zukunft. Monika Thuswald

Boden im Kulturland schützen. Marcus Ulber

Star Trek goes Landwirtschaft. Jakob Weiss

Welches sind die schönsten Tage in Ihrem Jahr? Dies werden wir hin und wieder gefragt und die Antworten sind jeweils vielfältig: die Weihnachtszeit, Urlaub, Karneval oder Badetage im Sommer … . **Zu meinen schönsten Tagen gehören jeweils die zwei auf dem Möschberg anlässlich der Möschberg-Gespräche anfangs Jahr**: Das Treffen mit alten, langjährigen Weggefährten, aber auch immer wieder neue Begegnungen mit Menschen, die auf ganz ähnlichem Wege sind wie ich; das Eintauchen in ein spannendes Thema und genügend Zeit, sich vertieft damit zu befassen; aber auch der lockere Austausch beim Frühstück oder bei einem Glas Wein am Abend. Das Möschberg-Gespräch 2016 ist denn auch Schwerpunkt dieser Nummer mit den Referaten und Berichten aus den Workshops auf den Seiten 3–9.

Wie wohl die Visionen des Bundesamtes für Landwirtschaft und „Bio 3.0“ auf Sie wirken? Mir erscheinen sie etwas sehr fortschrittgläubig und fatalistisch. **Die Frage sei erlaubt, ob der Biolandbau überhaupt je entstanden wäre**, wenn die damaligen Pioniere sich gesagt hätten, das Chemiezeitalter in der Landwirtschaft kommt eh, da kann man nichts machen, das ist eben der unabdingbare Fortschritt.

Wie wohl die Biolandwirtschaft in 20 Jahren aussehen wird? Eher wie eine „Roboterwelt“ oder mit wieder mehr Menschen in der Landwirtschaft? Ziel und Zweck des heutigen Fatalismus’ scheint jedenfalls zu sein, die Menschen von der Arbeit zu befreien. So wird der Einsatz von immer grösseren Maschinen oder einem Heer von Kleinrobotern als Segen und unausweichlicher Fortschritt gepriesen. Aber was, wenn uns die Arbeit gefällt? Arbeiten Sie gerne? **Ich jedenfalls möchte als Bäuerin/Landbewirtschafterin nicht in immer mehr Tätigkeiten ersetzt werden!** Auch nicht beim Beikrautregulieren durch Roboter, denn dies ist eine Arbeit, die ich (jedenfalls meist) gerne mache. Da kann man so schön seine Gedanken fliegen lassen …

In Gedanken beschäftige ich mich übrigens in letzter Zeit wieder mit dem Buch „Leben mit Bodenhaftung“ von Wendell Berry. Ziel der Landwirtschaftspolitik müsse es sein, so Berry, das Gleichgewicht zwischen der Bevölkerungszahl und der Bodenfläche wiederherzustellen, denn **Menschen sind ein wichtiger Bestandteil des Ökosystems.** «…Ökosystem, Farm, Feld, Pflanze, Pferd, Farmer, Familie und Gemeinschaft *gleichen* sich in bestimmten wesentlichen Hinsichten. Zum Beispiel hängen sie alle ungefähr auf die gleiche Weise mit Gesundheit und Fruchtbarkeit oder Selbsterneuerung zusammen. Die Gesundheit und Fruchtbarkeit jedes Gliedes schliesst die Gesundheit und Fruchtbarkeit aller anderen ein und ist ihrerseits darin eingeschlossen.»*

Zum Glück entstehen landauf, landab unzählige Beispiele alternativer (Land-)Wirtschaftsformen. Lesen Sie dazu die Berichte S. 15–19 sowie das Portrait von Sonja Korspeter über die wertvolle Arbeit des „Aufbruchteams“
S. 12/13.

Monika Thuswald, Referentin der ÖBV-Via Campesina Austria, ruft uns in ihrem Bericht S. 20/21 in Erinnerung, wie wichtig es ist, sich zu informieren – das von Nikola Patzel S. 9 besprochene Buch „Zwischen Fairtrade und Profit“ könnte hier hilfreich sein – und dann auch zu engagieren. Es gibt viele Möglichkeiten mitzumischen! Auch das Kulturland braucht einen besseren Schutz, wie Marcus Ulber in seinem Bericht S. 22/23 eindrücklich belegt.

Sehr viele unter Ihnen werden sicher mit Freude das Portrait von Lilo Portmann auf S. 16/17 lesen. Denn in ihrem „Bioland“ in Olten treffen sich jahraus jahrein unzählige Gruppen für ihre Sitzungen. Frau Portmann und ihr „Bioland“ sind in der Biowelt zu einer liebgewordenen Institution geworden!

Und geniessen Sie zum Schluss noch die wortgewaltigen Ausführungen von Jakob Weiss zur heutigen Technik in der Landwirtschaft S. 25/26.

Eine vielfältige Lektüre wünscht Ihnen mit

herzlichen Grüssen aus der Redaktion

*Wendell Berry (2000): Leben mit Bodenhaftung. Essays zur landwirtschaftlichen Kultur und Unkultur. Erich Degen Verlag

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg / Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.
Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg. IBAN DE56 6305 0000 0000 0832 54, BIC-Code SOLADES1ULM

«Bio 3.0: Biolandbau in Zukunft»[1]

Ein Plädoyer für Sowohl-als-auch

Otto Schmid war erster Bioberater der Schweiz, bevor er vor vielen Jahren die Gruppe Sozioökonomie am FiBL aufbaute, für die er auch jetzt als Pensionär noch aktiv ist. Sein Möschberg-Vortrag zum Thema «Bio 3.0: Biolandbau in Zukunft» hatte den Untertitel «Ideen zur Weiterentwicklung des Biolandbaus und einer nachhaltigeren Landwirtschaft.»

Schmid stieg in seine zusammen mit Urs Niggli vorbereitete Präsentation mit der Aussage ein: «Mit dem Begriff Bio 3.0 habe ich nicht so ein Problem, denn das ist die heutige Welt und ein Begriff, mit dem man arbeiten kann. Ich hoffe, dass wir damit den Boden unter den Füssen behalten können.» Die wichtigste Zukunftsaufgabe sei, Nachhaltigkeit im Biolandbau weiterzuentwickeln. Es gebe da viele Fragen in einer teilweise auseinanderdriftenden Bioszene.

Ein Hauptproblem sei, dass im deutschsprachigen Raum trotz starker Biolandbau-Basis der Anbau der Nachfrage hinterherhinkt. In England dagegen sei der Biomarkt vor drei Jahren komplett zusammengebrochen, als drei grosse Supermarktketten ausgestiegen sind und andere Labels, v.a. *fair trade*, aufkamen. Somit stelle sich im Wettbewerb der Nachhaltigkeitslabels die Frage: «Ist Bio noch das Innovativste, auch für die jungen Bauern und Bäuerinnen, die etwas technikverrückt, technikinteressiert sind? ... Und dann kommt die Gretchenfrage: **Ist der Biolandbau bereit, eine Lösung zu liefern für die globalen Probleme?**» Biolandbau werde auch in der Werbung meist anders dargestellt, als er sei.

Otto Schmid sagte, dass sich der zertifizierte Ökolandbau global gesehen seit dem Jahr 2000 nur von 0,5 auf 1% verdoppelt habe, «auch wenn natürlich viele Kleinbauern sehr nahe am Biolandbau wirtschaften, weil sie sich die teuren Hilfsmittel nicht leisten können». Hier brauche es neue Allianzen und auch eine «Auseinandersetzung mit dem Modewort Innovation». Wie eine Walze komme das Wort «Innovation» überall daher, obwohl viele es nur kaschierend verwenden würden, damit sie selber nichts tun müssten. Und «es gibt eine stark technische Dominanz dieses Begriffes, wir müssen auch das Fortschrittsverständnis, das dahinter ist, hinterfragen, zum Beispiel bei Innovationspfaden der Tiererzeugung.» Wichtig

Otto Schmid Foto: Nikola Patzel

sei, traditionelles und modernes Wissen zusammenführen, z.B. die Esparsette als Entwurmungsmittel für Schafe und «mobile Melkroboter wie in Holland». «Ein grosses Thema wird der Einsatz von **Kleinrobotern** in der Beikrautregulierung werden, das ist ein interessanter Ansatz, der stärker gefördert werden soll.» Auch ***precision farming*** sei für Biobetriebe sehr interessant, zum Beispiel, um Kontur- und Streifenanbau in Argentinien zu kombinieren.

Aber neben technischen seien auch die sozialen Innovationen wichtig, wie etwa die Vertragslandwirtschaft im Pflanzenbau. «Das sind gemeinsame Lernprozesse für die Kombination von Regional, Bio und Fair.»

Otto Schmid sprach auch den «sensiblen Bereich, den Urs Niggli gerne provokativ zeigt», an: «**Wir haben neue molekulare Züchtungsmethoden, genomweite Selektion und** *genome editing*, **Nanodraht-Sensoren mit Mikrochips**, die zum Beispiel Proteine, DNA und RNA von Pilzen erkennen. Das sind Bereiche, wo auch **Gentechnik** reinkommt.» Wichtig sei, «dass man diesen Prozess offen führt und sich das alle paar Jahre neu überlegt, auch weil ja immer wieder neue Techniken auftreten.»

Auch bei der Kontrolle der Biobetriebe gibt es neue technische Ansätze. «Manchmal bin ich auch ein bisschen Technikfan. Es gibt technische Hilfsmittel, wo man schon erstaunlich viel erfassen kann, zum Beispiel mit Drohnen.» «Es ist die Philosophie von Bio 3.0, dass man gewisse Öffnungen macht gegenüber anderen Ansätzen, wo man zusammenarbeiten kann.» Trotzdem müsse man mit dem Stellenwert solcher Methoden vorsichtig sein. Denn natürlich würden da auch Labors oder Industriebetriebe ein grosses Geschäft wittern. **Lieber wäre ihm eigentlich, mit mehr Wegweisern, Spiegeln und ethischen Grundsätzen zu arbeiten, besonders auch in der Tierhaltung**. Denn «die Grundidee von Bio 3.0 ist, die Leute zu befähigen, selber eine Beurteilung vorzunehmen.»

Schmid erwähnte die HAFL-FiBL-Methode «*RISE 3.0*» (Spinnendiagramme zur Nachhaltigkeitsbewertung), auch die vom FiBL entwickelte *Sustainability monitoring and assessment routine* («*Smart*»). Mit diesen Instrumenten könne man die soziale Integrität, die governance (Betriebsführung), die ökologische Integrität und die ökonomische Resilienz eines Betriebes anhand vieler Kriterien bewerten. Aber «ein klares Fragezeichen habe ich dazu, ob nicht kleine Unternehmen da von Expertensystemen abhängig werden, wenn zum Beispiel ein grosser Markt*player* sagt, dass alle Betriebe *Smart*-zertifiziert sein sollen.»

Besonders wichtig ist Otto Schmid die soziale Seite der Landwirtschaft und die Beziehungsqualität zwischen Menschen und mit den Tieren. Dies werde oft durch Einweg-Kommunikation und die Überreglementierung vieler Lebensbereiche behindert. «Es fehlt nicht viel, ein bisschen Coaching und Unterstützung, damit die Leute ihre Sachen weiterentwickeln können.» So könnten lernende Netzwerke entstehen, mit einem gemeinsamen Wissenssystem und mithilfe von Informationstechnologie. **Was bei «Bio 3.0» aus bäuerlicher Sicht noch fast ganz fehlen würde, seien Selbstbestimmung, Reflexion und Beziehungsqualität, Bodenfruchtbarkeit und lokales bäuerliches Wissen.** Und «es ist viel von Potenzialen die Rede, aber zu wenig von den Risiken.» Auch jene müsse man gut abwägen, aber ohne technikfeindlich zu sein.

Schmid schloss seinen Vortrag mit der Aussage: «Bio 3.0 setzt stark auf Innovation, fordert mehr Ressourcen und fordert die Grundlagenforschung heraus. Bio 3.0 ist ein wichtiger Teil der globalen Zukunft.» ●

[1] *Vortrag von Otto Schmid am 7. Februar 2016 in Möschberg, zusammengefasst von Nikola Patzel aufgrund seiner Laptop-Mitschrift.*

«Rahmenbedingungen und Vision» des Bundesamtes für Landwirtschaft[1]

Adrian Aebi leitet den "Direktionsbereich Internationale Angelegenheiten" am BLW, zu dem auch das Thema Zukunft der Landwirtschaft gehöre: Speziell auch die *sustainable development goals* der Vereinten Nationen, also die internationalen Nachhaltigkeitsziele, im Politiksprech *SDGs* genannt.

Als Vorbemerkung sagte Aebi, das Thema Ernährungssicherheit werde «manchmal für Protektionismus missbraucht.» Und dann knüpfte er an Otto Schmids Aussagen an und sagte: **«Die Roboter kommen.»** Gemäss einer Studie sei die Wahrscheinlichkeit für in der Schweizer Landwirtschaft tätige Menschen, in den nächsten Jahren durch Roboter ersetzt zu werden, geschätzt 87%. Der Referent meinte dazu: «Das passiert, und **gegen die Industrialisierung im Sinne von Technisierung werden wir uns wahrscheinlich gar nicht wehren können, das hat auch viele positive Aspekte.»**

Ein Schwerpunkt von Aebis Referat war das Internationale. Visionen seien «das, was wir uns für die Zukunft vorstellen können» und dabei müsse man auch das internationale Umfeld im Auge behalten: «Wir sind abhängig von der EU, mit der wir 2/3 des Handelsvolumens haben. Und «die WTO macht den Gesamtrahmen um alles herum.» Aebi betonte, dass zusätzlich zu den WTO-Regeln bereits 28 Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und 38 Partnern in Kraft sind. Wer nicht bei den Freihandelsabkommen dabei ist, habe einen Wettbewerbsnachteil. Auch «TTIP wird die Schweiz gesamtwirtschaftlich sehr nah betreffen und **aus gesamtwirtschaftlichen Gründen muss man über Freihandelsabkommen mit der EU und den USA nachdenken**», sagte Aebi. «Die Schweiz wird sich dem, was um sie herum passiert, nicht entziehen können.» So sei zum Beispiel der Erdölpreis sehr wichtig für den Importzuckerpreis. Und der freie Import von Palmöl werde einen Druck auf den schweizerischen Rapsanbau ausüben. Auch der Milchpreis der Schweiz hänge zum grossen Teil vom internationalen Milchpreis ab, von der Preisentwicklung in der EU, aber auch in Neuseeland. «Ihr könnt Euch in der Schweiz nicht den internationalen Marktgegebenheiten entziehen», auch wenn es schon ein Wunder sei, dass der Milchpreis überhaupt so viel höher sei als in der EU. «Wir können uns nicht von internationalen Märkten abkoppeln.»

Nach diesen Aussagen zum Thema Abhängigkeit und Anpassung referierte Aebi über die Wünsche der Schweizer Bevölkerung. Gemäss einer Umfrage erwarten 25% der Schweizer Bevölkerung von der Landwirtschaft «wirtschaftliche Leistungsfähigkeit», 33% wollen «eine Bewahrung der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung der Landwirtschaft» und 42% wollen «ökologische Standards und tierfreundliche Produktion».

Adrian Aebi Foto: Nikola Patzel

«**Alle wollen naturnah produzierte Lebensmittel, auch eine Erhaltung des Bodens in Menge und Qualität**», berichtete Aebi. Auch seien die meisten Schweizer der Meinung, dass die Lebensmittelpreise in der Schweiz nicht zu hoch sind. Regionalität und Lokalität seien ein Trend. Das seien die Erwartungen an die Landwirtschaft «mit dem höchsten Konsenspotenzial». Auch daher komme es, dass die schweizerische Landwirtschaft zusammen mit der norwegischen und der japanischen die am meisten gestützte der Welt sei.

Aebi sagte, «Wir [beim BLW] sind der Meinung, dass der Bauer ein Unternehmer sein sollte», der Produkte ganz verschiedener Art anbieten könne. Der Bauer könne zum Beispiel sagen: «Mein Produkt ist die Biodiversität», oder, «wenn er Landschaft als Produkt anbieten möchte, soll er dafür entschädigt werden». In diesem Sinne müsse die Politik eine breite Palette an Produkten aus der Landwirtschaft fördern. «**Die Denkhaltung muss so sein: Ich bin Unternehmer und habe verschiedene *business units*, die vom Staat oder von der Gesellschaft nachgefragt werden.**» Wenn die Bevölkerung dies wünsche, könne der Staat im Auftrag der Bevölkerung das «**Produkt Landschaft**» bei den Bauern einkaufen. Man könne beim Produkterwerb bei Bauern auch Auktionen veranstalten zum Beispiel mit denen, «welche gerne Biodiversitätsprodukte liefern möchten», und via **Biodiversitätsprodukt-Auktionen** gesellschaftliche Ziele erreichen. Auf der anderen Seite solle es auch möglich sein, dass Bauern «nur das Minimum machen und vor allem Nahrungsmittel produzieren».

Als Schlussteil seines Vortrags brachte Adrian Aebi einige Zukunftsszenarien, die in einer «Denkwerkstatt» zum Thema «Vision Land- und Ernährungswirtschaft 2030» entwickelt worden seien, also wie die Schweizer Landkultur in Zukunft aussehen könnte. (Später in der Diskussion betonte der Referent, bei diesen Szenarien handle es sich nicht um die offizielle Position des Bundesamts für Landwirtschaft.)

Es gebe eine Sehnsucht nach Landschaft und die sei mit Emotionen verbunden. Also könnten Bauern den Menschen das **«Produkt Emotionen»** verkaufen, indem sie deren emotionale Bedürfnisse und Sehnsüchte befriedigten. «Landwirtschaft im Austausch mit der Bevölkerung hat auch etwas mit Emotionen zu tun, da kann man sich ein paar Emotionen abholen.» Für das «Produkt Emotionen» sei die Berglandwirtschaft besonders geeignet.

Andere Bauern könnten ihren Hof auf dem Markt zum Beispiel als Mitmach-Fitness-Center positionieren. Und auf den besten Böden im Mittelland könne eine «***high tech agro food region***» entstehen, mit «*future farms*», welche «*small und smart*» seien. Auf diesen Mittelland-Farmen, so der Experte vom BLW, «macht der Bauer nur noch *big data management* und steuert seine ganze Apparatur. ... Da wird die Schweiz eine *leader*-Rolle übernehmen, das braucht nur ein bisschen Technologie, die kann auch ein Exportschlager werden», äusserte sich Aebi zuversichtlich für die Schweizer Exportindustrie. «Vielleicht sind wir eines Tages so weit, dass wir Zonen ausscheiden können mit guten Böden nahe an der Autobahn, wo wir intensiv produzieren können, und andere Regionen, wo wir nachhaltig wirtschaften können.» Alles müsse seinen Platz haben. ●

[1] *Vortrag von Adrian Aebi am 7. Februar 2016 in Möschberg, zusammengefasst von Nikola Patzel aufgrund seiner Laptop-Mitschrift.*

Industrialisierung wider Willen – oder gibt es Alternativen?[1]

Andreas Bosshard hielt seinen Möschberg-Vortrag mit dem langen Titel: «*Warum schreitet die Industrialisierung der Landwirtschaft weiter voran, obwohl sie (fast) niemand will und es gute Alternativen gibt? Von der Spurensuche zur Vision.*» Der ETH-Agrarwissenschaftler Bosshard ist Geschäftsführer der 2007 gegründeten «unabhängigen Denkwerkstatt Vision Landwirtschaft» mit Sitz auf einem Aargauer Gemischtbetrieb. Die Gruppe finanziert sich durch Mitgliederbeiträge, Spenden und Projektgelder.

Zum Einstieg machte Bosshard die Aussage, dass **die Landwirtschaft «der einzige öffentliche Bereich mit enormem finanziellen Gestaltungsspielraum für vernünftige Entscheidungen»** sei. In der Schweiz werden fast 10-mal mehr öffentliche Gelder pro Durchschnittshektare in die Landwirtschaft gesteckt als in der EU. Daraus schliesst er als «Antithese zum BLW: Die Schweiz hätte weltweit einzigartige Voraussetzungen für eine nachhaltige Landwirtschaft» und eine weltweit einzigartige Bundesverfassung mit einem wunderbaren Landwirtschaftsartikel, der nur umgesetzt zu werden brauche.

Aber in der Realität leiste die Schweizer Landwirtschaft keineswegs dem Verfassungsartikel Folge, der eine «Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen» fordert. Die Schweizer Landwirtschaft sei aufgrund ihrer besonderen Intensität **international führend beim Artenschwund,** die Artenvielfalt im Grünland sei fast überall zusammengebrochen: Im Jahre 1950 waren noch 95% des Mittelland-Grünlandes «besser als die besten Ökoflächen heute», wo nur noch 5% der Wiesen ziemlich artenreich sind. «Bei der Fauna ist es noch viel schlimmer, nur noch 2% der Wiesen sind daran reich.» Auch bei den Ammoniak-Emmissionen ist die Schweiz in den Intensiv-Regionen «absolut an der Spitze» in Europa, zusammen mit Holland und Dänemark. «Ein Haupttreiber dafür sind die Futtermittelimporte, die laufend zunehmen und gegenwärtig ca. 1,9 Millionen Tonnen pro Jahr ausmachen. Das bringt einen Nährstoff-Überhang in Luft und Boden. ... **Wir haben Ackerflächen im Ausland, die grösser als alle Schweizer Ackerflächen sind, um unsere Tierbestände über Wasser zu halten.**» In den nächsten Jahren würden alleine im Thurgau 100 neue Grossställe gebaut werden, «die nichts mit nachhaltiger Landwirtschaft zu tun haben» und Gleiches geschehe überall im Land. Und «die Betriebe nehmen laufend ab und die Maschinen laufend zu».

Die enorme «Kalorienproduktion der Schweiz» komme nur wegen der sehr grossen Futtermittel-Importe zustande. Doch **«der Produktionsboom bringt der Bauern überhaupt kein Glück.»** Zum Beispiel die Milchquotenabschaffung sei ein «Riesendesaster für viele Bauern» geworden.

Andreas Bosshard Foto: Nikola Patzel

Bosshard sagte, dass die Schweizer Bauern «jeden Franken, den sie mit ihren Produkten verdienen, gleich wieder weitergeben: an Futtermittel- und Maschinenimporteure, Stallbauer, Banken etc. Was bleibt, sind nur die Direktzahlungen.» Also Direktzahlungen = Nettoeinkommen. Alleine für die Bezahlung der Vorleistungen wie Futtermittel, Maschineninstandhaltung und Lohnunternehmer gingen 60% des Ertragswertes raus. «Die Bruttowertschöpfung der Schweiz nimmt ständig zu, die der Landwirtschaft (auch absolut gesehen) ständig ab, auf 0,5% aktuell. ... **Die weitere Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion kennt nur Verlierer, ausser den vorgelagerten Stufen**, das sind die Gewinner.» Denn die Kosten stiegen auf diesem Weg stärker als der Ertrag aus der Produktion.

Der Referent fragte: «Haben wir keine Alternativen dazu? Wir sind überzeugt, es gibt X klare Alternativen.» Die Biodiversität reagiere schon auf kleine Zugeständnisse der Bauern stark: Als zum Beispiel der Brachflächenanteil eines Hofes von 0,6% auf 3% erhöht wurde, nahm der Bestand selten gewordener Vogelarten zehnfach zu. Auch auf dem eigenen Hof beobachtete Bosshard eine Verdoppelung der Artenvielfalt bei vielen Artengruppen, nachdem sie den Anteil Brachflächen um nur 20% erhöht hatten; zugleich habe ihre landwirtschaftliche Wertschöpfung durch die Systemveränderungen zugenommen. «Brot und Blumen sind kein Widerspruch.» Das gelte auch für die Tierhaltung: Bei einem Versuch in Hohenrain im Kanton Luzern wurde eine Kuhherde aufgeteilt auf «Stall intensiv» für die einen – und «Vollweide ohne Kraftfutter» für die anderen. Der Stundenlohn der Menschen war bei der Vollweide doppelt so hoch. Bosshard schliesst aus diesen Fällen: «Mit einer Umwandlung der pauschalen Direktzahlungen hin zu leistungsorientierten Zahlungen bekäme man starke Trendveränderungen hin.»

Der Referent meinte, dass die missliche Lage, bei der die verfassungsgemässen Ziele der Landwirtschaftspolitik alle verfehlt würden, durch «starke agroindustrielle Kräfte» bewirkt werde, «die auch die landwirtschaftlichen Medien komplett unterwandert haben». Diese Medien seien wirtschaftlich stark von den Industrie-Werbeeinnahmen abhängig, kritische Stimmen würden unterdrückt und die tatsächlichen Geldflüsse geschickt verdeckt. Auch an den Landwirtschaftsschulen sei der soziale Druck hoch, nur von «Produktion» und von nichts anderem zu reden. Als Resultat werde ein «Grossteil der verfügbaren Mittel noch immer gegen eine nachhaltige Landwirtschaft eingesetzt». Die treibende Kraft und Gewinnerin in dieser Entwicklung sei die «immer fetter werdende Industrie, welche die Landwirtschaft im vor- und nachgelagerten Bereich aussaugen kann», so Bosshard.

Zum Abschluss sagte der Referent, **natürlich könne eine solche agroindustrielle Entwicklung überwunden werden**. Dazu müssten unabhängige bäuerliche Kreise sich mit kritischen gesellschaftlichen Strömungen verbinden. So könne die Landwirtschaft wieder auf eine «bäuerliche Schiene» kommen und «wieder Boden unter die Füsse» bekommen. ●

[1] *Vortrag von Andreas Bosshard am 7. Februar 2016 in Möschberg, zusammengefasst von Nikola Patzel aufgrund seiner Laptop-Mitschrift.*

Was heisst ökologische und soziale Produktion?

Die Schweizer Agrarpolitik ist widersprüchlich – die Biobewegung ist es manchmal auch. Das hat immer wieder zu seltsamen Allianzen geführt.

Bettina Dyttrich.[1] Bis vor zwanzig Jahren förderte der Schweizer Staat eine möglichst hohe landwirtschaftliche Produktion – trotz überdüngten Gewässern, ausgeräumten Landschaften und Nitrat im Gemüse. Noch Anfang der achtziger Jahre verweigerte der Bundesrat dem Biolandbau die rechtliche Anerkennung: Wer Bioprodukte teurer als konventionelle verkaufte, konnte gebüsst werden. In diesem Umfeld entstand der Slogan «Mehr Markt und mehr Ökologie»: als Forderung an den Staat, nicht Produkte zu behindern, für die es ein Bedürfnis gab, und gleichzeitig Überschüsse zu fördern, die niemand wollte.

Doch das ist mehr als zwanzig Jahre her. Inzwischen hat die staatliche Agrarpolitik die Forderung «Mehr Markt und mehr Ökologie» von der damaligen Opposition übernommen. Gleichzeitig hat der Slogan längst eine Eigendynamik entwickelt – und immer wieder zu seltsamen Allianzen geführt.

Bettina Dyttrich Foto: Nikola Patzel

Als der Bundesrat Anfang 2008 bekannt gab, er strebe ein Agrarfreihandelsabkommen mit der EU an, äusserte sich die Bio Suisse sofort positiv. «Wenn es uns gelingt, uns mit den Hauptprodukten Käse, Schokolade und Kräuter zu positionieren, dann sind wir gut ausgerüstet», sagte der damalige Geschäftsführer Markus Arbenz. **Wir exportieren Bio-Luxusnahrung für die Reichen Europas und importieren unsere Grundnahrungsmittel – war das die Idee der Biopioniere?**

Auch wenn es um die Milch geht, plädieren ökologische Kreise in der Schweiz oft für «mehr Markt» und gegen jede Mengensteuerung. Vision Landwirtschaft zum Beispiel hat vor einigen Jahren davor gewarnt, «die Bauern in den Schoss von Väterchen Staat zurückzuholen»: «Vorwärts zur Qualitätsmilch statt zurück zur Planwirtschaft!» Diese staatsfeindliche Rhetorik ist seltsam: Auch Direktzahlungen sind ein staatlicher Eingriff – einfach an einem anderen Ort.

Dass es auch anders geht, zeigt ein Blick nach Deutschland. Dort engagieren sich Umweltschutzorganisationen für eine Milchmengensteuerung – weil sie zum Schluss gekommen sind, dass sich die ungeregelte Milchüberproduktion, mit der sich die Milchproduzenten gegenseitig ruinieren, auch auf die Umwelt und den Tierschutz negativ auswirkt.

Noch ein Beispiel: Ende 2012 lobbyierte die Agrarallianz – dazu gehören die Bio Suisse, Demeter, die Kleinbauern, die Bergheimat, der WWF, Vision Landwirtschaft und weitere, das Bioforum nicht – zusammen mit dem Wirtschaftsdachverband Economiesuisse beim Ständerat für die Abschaffung der Tierbeiträge.

Klar: In der Politik geht ohne Allianzen nichts. Aber hier wird es nun wirklich problematisch. Ein grosser Teil der konventionellen Bauern hält alle Ökomassnahmen ohnehin schon für eine Verschwörung zwischen Naturschutz- und Wirtschaftskreisen. Wenn die Ökologischen auch noch direkt mit jenen zusammenarbeiten, die das Agrarbudget am liebsten zusammenstreichen und die Landwirtschaft auf etwas Landschaftspflege reduzieren wollen, wecken sie zu Recht Misstrauen.

Dass sich Economiesuisse und Co. in der Agrarpolitik so grün geben können – im Gegensatz zu ihrer sonstigen Politik –, hat einen Grund: **Die Ökologisierung der Landwirtschaft, wie sie der Bund fördert, konzentriert sich auf Landschaft und Biodiversität. Was danach kommt – Verarbeitung, Handel, Konsum – wird praktisch ausgeklammert.** Aber ökologische Fortschritte in der Landschaftsqualität und Biodiversität nützen wenig, wenn gleichzeitig die Lebensmittelproduktion als Ganzes unökologischer wird (mehr Transporte, mehr unökologische Importe).

Darum können Wirtschaftskreise diese Art der Ökologisierung unterstützen: weil sie ihnen nicht wehtut. Genauso wie ihnen verwilderte Alpen, Wölfe und Bären nicht wehtun.

«Eine Liberalisierung liegt im Interesse der Entwicklungsländer.» Das sagte SP-Nationalrätin Ursula Wyss vor knapp zehn Jahren in einer Parlamentsdebatte. Heute hört man das zumindest bezüglich Landwirtschaft nicht mehr so oft.

Seit 2007 die Lebensmittelpreise global dramatisch stiegen, ist zum Glück auch das Interesse am Thema gewachsen. Und wer genau hinschaute, sah immer klarer, dass vom Freihandel vor allem jene profitieren, die am billigsten produzieren können: Länder mit flachem, fruchtbarem Land, Grossgrundbesitz, tiefen Arbeitskosten und tiefen oder keinen Öko- und Sozialstandards. Die riesige Mehrheit der BäuerInnen verliert in diesem System – weil ihre Landwirtschaft zu wenig mechanisiert ist, das Land zu gebirgig oder die Lohnkosten zu hoch sind.

Das gilt auch für viele Länder des reichen Nordens: Wie im Entwurf zu «Bio 3.0» erwähnt, verdienen Biobauern und -bäuerinnen in Deutschland inzwischen oft weniger als konventionelle – wegen der Importe aus Ländern, die billiger produzieren können (und in denen in den letzten Jahren kräftig investiert wurde).

Wer wirklich ökologische und soziale Produktion fordert, kommt um Kritik am Freihandel und an der Marktrhetorik nicht herum – und braucht eine Antwort auf die Frage, wie das Essen vom Feld auf den Teller kommt.

Viele haben in den letzten Jahren spannende Antworten auf diese Frage gefunden. Etwa die Genossenschaft Conprobio im Tessin, zu deren Prinzipien gehört, dass Regionales Vorrang hat und die ProduzentInnen die Preise mitbestimmen: Sie sagen der Genossenschaft, wie viel sie brauchen.

Oder Projekte der regionalen Vertragslandwirtschaft, in denen die KonsumentInnen direkt mit Bäuerinnen und Gärtnern zusammenarbeiten. Wir leben in unfreundlichen Zeiten, und fast die einzigen Leute, die ich kenne, die noch Zuversicht ausstrahlen, sind in der solidarischen Landwirtschaft und anderen sozialen und ökologischen Agrarprojekten aktiv. Sie sind zuversichtlich, weil sie glauben, dass das, was sie tun, einen Sinn hat. Und wer hat das heute noch? ●

[1] *Bettina Dyttrich hatte ihren Möschberg-Vortrag (7. Feb. 2016) schriftlich ausformuliert und sie schrieb auf dieser Grundlage selbst diese Kurzfassung dazu. Sie ist Redaktorin der Wochenzeitung WOZ. In ihrem Buch «Gemeinsam auf dem Acker» (Rotpunktverlag) stellt sie viele Beispiele ökologischer und sozialer Produktion vor.*

Workshops an den Möschberg-Gesprächen

Beim Möschberggespräch 2016 wurde im Plenum und in fünf Kleingruppen gearbeitet. Hier eine Gruppe zum Thema 'Kontrollen'. Foto: Nikola Patzel

Zwei Arbeitsgruppen zu "SINNvollen Kontrollen"[1]

Die seit einem Jahr bestehende Bioforum-Arbeitsgruppe «SINNvolle Kontrollen» teilte sich hier mit anderen Teilnehmern zusammen in zwei parallele Gesprächsrunden auf. In einer davon stellte Robert Obrist, FiBL-Departementsleiter für Bildung, Beratung und Kommunikation, die Bewertungsmethode «*Response-Inducing Sustainability Evaluation*» (RISE) für Landwirtschaftsbetriebe vor. In der zweiten stellte Stefan Schönenberger die Position des Bundesamts für Landwirtschaft dar.

Ausgangslage beider Gruppen war, dass die Kontrollen immer aufwendiger und komplexer werden. Dies zieht viel Aufmerksamkeit und Kraft aller Beteiligten an sich, wobei die bäuerliche Gestaltungsfreiheit und auch der Selbstwert nicht gerade gefördert werden. Auch das BLW sieht sich in der Pflicht, den Kontrollaufwand zu reduzieren, und es ist offen für neue Ansätze. Und das Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) ist mit der Berner Hochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften (HAFL) eine «strategische Partnerschaft» eingegangen, um gemeinsam neue Standardmethoden zur Nachhaltigkeitsbewertung von Landwirtschaftsbetrieben zu entwickeln, die bisherige Kontrollen teilweise ersetzen könnten.

Paul Walder und Tobias Brülisauer vom Bioforum stellten in Einstiegsreferaten (Gruppe 1) die Problematik der heutigen Kontrollen dar, die innert 2 Stunden einen Zeitraum von 365 Tagen überschauen und kontrollieren sollen und gleichzeitig immer komplexer und detaillierter werden. **Die Qualität steige aber nicht dadurch, dass immer mehr und detaillierter kontrolliert wird. Die Bioforum-Gruppe schlägt stattdessen eine Selbstdeklaration vor.** Diese sollte auch Grundlage für risikoorientierte Kontrollen sein. Und bei «Verstössen» sollte es mehr Möglichkeiten geben, einfache Verbesserungen zu fordern (wie z.B. die Anschaffung einer Bürste bei verdreckten Tieren) anstelle von Geldabzügen, die faktisch als «Busse» aufgenommen würden. Auch könnte es eine mögliche Konsequenz bei Problemen sein, als Auflage eine Fachberatung dazu in Anspruch zu nehmen.

Stefan Schöneberger (BLW) sagte, das Bundesamt sei offen dafür, die Kontrollfrequenz betriebsabhängig zu machen, vielleicht auch nach Vorarlberger Modell die Betriebe zwischen Standardkontrolle oder Selbstdeklaration mit Stichprobenkontrolle entscheiden zu lassen. Auf die Frage, wie gross der Ermessensspielraum der Kontrollstellen bei ihrer Tätigkeit sei, meinte Schönenberger, es gebe durchaus ungenutzte Spielräume, allerdings seien die Vorgaben des Bundes auch aufgrund internationaler Verpflichtungen so komplex. Er empfahl der Bioforum-Arbeitsgruppe, sich um Einsitz in einer neuen BLW-Arbeitsgruppe zu bemühen, die demnächst zum Thema „Reform der Kontrollen" eingerichtet werde.

In der zweiten Gruppe stellte **Robert Obrist (FiBL)** die „RISE"-Methode als ein Evaluationsinstrument vor, um mithilfe von Indikatoren die ökologische, soziale und ökonomische Nachhaltigkeit von Betrieben zu bewerten. Aufgrund dieser Standortbestimmung solle der Landwirt zusammen mit einer Fachperson entscheiden, in welchem der eher schlecht abschneidenden Bereiche er Verbesserungen angehen möchte. Diese Aktivitäten würden in einem Massnahmenplan festgehalten und der Landwirt werde bei der Umsetzung begleitet. Nach vier Jahren finde dann eine zweite Standortbestimmung mit RISE statt. **Eine Verbesserung in einem Bereich bringe in der Regel auch eine Verbesserung in den anderen Bereichen mit sich.** Besonders empfindlich sei der soziale Bereich, für den es jedoch schwierig sei, kompetente Fachpersonen zu finden. Obrist schlug vor, dass RISE teilweise anstelle der Bio-Kontrolle angewendet werden könnte, darüber liefen bereits Gespräche.

In der Gruppendiskussion ging es darum, wie die Landwirte mehr dabei gefördert werden können, sich frei innerhalb der Richtlinien zu bewegen, sich von diesen nicht in ihren Überlegungen blockieren zu lassen, sondern ihre eigene Betriebsentwicklung zu machen. Dafür bräuchte es auch eine andere Einstellung in der Landwirtschaftsausbildung, die mehr *Wissen warum* statt nur *Wissen wie* vermittelt. Weiter solle die eigene Beobachtungsgabe angehender Landwirte mehr gefordert werden. Das Ziel müsse ein «vernünftiger Umgang mit dem Lebendigen sein» (Obrist), auf einer gemeinsamen «ethischen Grundlage» (Köchli). ●

Gruppe „Stickstoff"[2]

Ueli Ramseier leitete diese Arbeitsgruppe. Zu Beginn erklärte **Thomas Kupper**, Ammoniak-Spezialist der **HAFL** an der Berner Fachhochschule, den globalen Stickstoffkreislauf. Er zeigte, wie das reaktive „N" in Luft, Wasser und Boden vervielfacht wurde, seit die Chemiefabriken für die Landwirtschaft produzierten. Die Schweizer Landwirtschaft bringe allein 50'000 Tonnen Stickstoff jährlich in die Atmosphäre ein. Eine Faustregel zum Ammoniak sei: Ca. ein Viertel geht in der Nähe wieder nieder, ein Viertel in der Region und die Hälfte ganz woanders. Die Stickstoff-Einregnung auf die Schweizer Böden betrage durchschnittlich 40 kg pro Hektar und Jahr, im Mittelland deutlich mehr.

[1] *Zusammengestellt aufgrund der Notizen/Protokolle von vier Gruppenteilnehmern (np).*
[2] *Bericht von Nikola Patzel für die Gruppe.*

Übersicht zum Stickstoff Grafik: Ueli Ramseier

Mareike Jäger von der Agridea erzählte von Edwin Schellers Forschung zur aktiven Stickstoff-Mobilisierung durch Pflanzen: Wie sie bestimmte Salze aus dem Boden nehmen, damit der Stickstoff aus den Spalten der Tonminerale herausrutscht. Wie sie genau dasjenige Bodenleben gezielt ernähren, dessen Hilfe sie bei der Stoffgewinnung am meisten brauchen. Und Jäger betonte: **«Etwa 50% des Gesamtstickstoffs in organischer Substanz sind in Aminosäuren gebunden.»** Edwin Scheller habe festgestellt, dass die Aminosäurenverteilung der Böden weltweit fast gleich ist, dass jeder Boden das typische Aminosäuremuster eines Stoffwechselorgans zeige.

Bioforum-Vorstand Ernst Frischknecht erzählte von seiner Wissensentwicklung als Bauer. «Ich habe 20 Jahre lang Versuche gemacht, ich wollte wissen, wie funktioniert eigentlich die Schöpfung?» Er berichtete von Erfahrungen wie der, dass Mais ohne Beikräuter Eisenchlorose als Mangelsymptom zeigte, der Mais nebenan mit Beikräutern schön grün war, weil ihm die Beikräuter Eisen vermittelten. **Alles im Boden rede miteinander** und Stickstoff komme in unendlich vielen Formen vor.

Die Diskussion drehte sich darum, dass das Verhalten im Landbau so komplex ist, dass man es unbedingt mehr in realen Systemen, auf Höfen untersuchen müsse. **Alle Bäuerinnen und Bauern haben hier im Grunde ihren eigenen Forschungsauftrag.** Wissenschaftler sollten sie mit ihren Möglichkeiten begleiten – aber auch daran denken, ihre Vorgehensweisen an die komplexen Realitäten anzupassen und nicht umgekehrt. ●

Gruppe „urbane und stadtnahe Landwirtschaft“[1]

Der Workshop unter der Leitung von Otto Schmid beschäftigte sich mit Bewegungen und Initiativen, die in Städten oder Agglomerationsgebieten neue Formen der Lebensmittelproduktion und deren Verteilung erproben. Mit herkömmlicher Landwirtschaft hat das bei einem Dachgarten wenig zu tun, in etlichen Fällen sind aber auch ganze Landwirtschaftsbetriebe involviert. Wie kommen solche Projekte zustande? Was hemmt und was befördert sie? Welches ist ihre Bedeutung für die gesamte Landwirtschaft? Einige Teilnehmer berichteten ihre persönlichen Erfahrungen aus Vertragslandwirtschaftsprojekten.. Aufmerksamkeit löste im vergangenen Jahr das Berner Projekt eines erstmaligen Möschbergbesuchers aus, welches durch Insektenzucht, vorab von Mehlraupen, Proteine für die menschliche Ernährung erzeugt. Dabei wird auf „Abfallverwertung“ (altes Brot, 3. Klass-Gemüse) und die Nutzung brachliegender Räume gesetzt. Ein 100%ig urbanes Projekt, das ohne landwirtschaftlichen Boden auskommt. Hier liegen etliche Schwierigkeiten im juristischen Bereich, sind doch Raupen weder als Tierfutter noch als Nahrungmittel für Menschen zugelassen. Also ein bisschen verboten. Richtig verboten ist hingegen die Erstellung eines Gemüsetunnels in einer Gemeinde nahe Zürich, wo die Besitzer weniger Hektaren in der Freihaltezone die Gemeinschaft „Minga“ zur Erzeugung eigener Lebensmittel ins Leben rufen wollen. Die Gruppe fragte sich auch, wie man Ideen der Grossverteiler gegenüber eingestellt sein soll, die auf Dächern von Industriebauten Gärten entstehen lassen möchten. Und am Rand kam noch zur Sprache, dass auch Einzelinitiativen wie jene zur sogenannten Weideschlachtung auf die Palette neuer Zugänge zur Landwirtschaft gehören.

In der Heterogenität all dieser Projekte sind keine einheitlichen Rezepte und auch keine abschliessenden Antworten möglich. Hingegen ist der Austausch unter den Engagierten wichtig. Den einen steht die Raumplanung entgegen, andern die Konsummentalität der Bevölkerung, dritten fehlt ein Verteilsystem oder die Möglichkeit, umfassend auf Sinn und Zweck ihrer Anliegen aufmerksam zu machen. Im Gruppengespräch schälte sich heraus, dass bewusstere Ernährung die Initialzündung sein kann, das Soziale dann aber mindestens so wichtig wird. **Damit erhalten etliche Projekte auch eine politische und aufklärerische Stossrichtung.** Jedenfalls stünde es einem Vorhaben wie der „2000-Watt-Gesellschaft“, welches in Zürich Programm ist, gut an, wenn es sich auch ganz spezifisch der Frage widmen würde, was dieses Ziel für das „System Ernährung“ bedeutet. Dazu müssen die Regierungen aktiv werden. Bristol zum Beispiel hat mit dem „*Good Food Plan*“ Pionierarbeit geleistet.

Wenig erstaunlich kam bei der Frage, was zu tun sei, um das Gedeihen solcher Initiativen zu fördern, ein reichhaltiges Menue zusammen. Es hier nachzukochen würde gute Gespräche nicht ersetzen können. Aber noch ein Gedanke dazu: die beliebte Vorstellung von „Innovation“, von Aufbruch aus dem verhockten Alten, lässt häufig einen für die Landwirtschaft äusserst wichtigen Wert sehr negativ erscheinen. Auch in Zukunft wird Landwirtschaft **entscheidend durch Kontinuität und Konstanz getragen**. Und nicht primär durch „innovative“ Ausrichtung an gerade herrschenden Trends. ●

Gruppe urbane und stadtnahe Landwirtschaft Foto: Nikola Patzel

[1] *Bericht von Jakob Weiss für die Gruppe.*

[2] *Bericht von Wendy Peter und Thomas Gröbly für die Gruppe.*

Gruppe „Demokratisierung des Essens“[2]

Im ersten Teil des Workshops stellte Thomas Gröbly das Buch „Zwischen Fairtrade und Profit“, herausgegeben von Fausta Borsani und ihm, vor.

„We are over-newsed und under-informed“ – wir haben zu viele Neuigkeiten und zu wenig Informationen. So lautet z.B. die Analyse von Roman Berger. Demokratie und auch Ernährungsdemokratie braucht gute Informationen aus glaubwürdigen Quellen. Das funktioniert jedoch nur mit unabhängigen Medien, welche unter dem Druck der Privatisierungen immer mehr verschwinden. News werden zu einer beliebigen Ware und nur was Rendite verspricht, darüber wird berichtet. Einer Demokratisierung stehen aber noch andere Hürden im Weg. Die Machtkonzentration in den Bereichen Saatgut, Dünger oder Pestiziden, aber auch im Handel, in Verarbeitung und bei den Supermärkten nimmt laufend zu. Damit wird eine Politik des Wachstums, des Freihandels und der kapitalintensiven, technokratischen Lösungen gefördert. Warum wird eigentlich immer gefragt, ob Bio die Welt ernähren kann? Warum wird die entgegengesetzte Frage nicht gestellt: Kann industrielle Landwirtschaft alle Menschen ernähren? Und es braucht noch den Zusatz: Ohne langfristig die Grundlagen der Ernährung, wie Böden, Biodiversität oder Wasser zu zerstören? Stecken dahinter Propaganda oder ein Fortschrittsoptimismus, welcher Bio allenfalls als nette Nische für die Begüterten sieht? Oder stehen die überzeugten Befürworter zu wenig mutig für den Biolandbau ein? Dabei haben wir die starken Argumente auf unserer Seite. Während der Biolandbau die Bodenfruchtbarkeit massgeblich verbessert hat, sind weltweit etwa 30 Prozent der landwirtschaftlichen Böden durch falsche Bewirtschaftung zerstört worden.

Im zweiten Teil des Workshops stellten sich die TeilnehmerInnen die Frage, wie das Bioforum mit ihren wichtigen Informationen zu den Leuten gelangt. Gute Informationen sind die Grundlage der Demokratie und der Ernährungssouveränität. Und das ist wiederum der Ausweg aus den Zwängen der Konzernmacht und der eigenen Ohnmachtsempfindungen.

Die Gruppe befasste sich mit der **Erarbeitung eines effektiveren Kommunikationskonzeptes für das Bioforum**. Ein entsprechender Vorschlag ging an den Vorstand mit dem Wunsch zur Begutachtung und Weiterarbeit. •

Handelsmacht, Heilsstifter und Forschungszwänge!?

Das Buch heisst **«Zwischen Fairtrade und Profit».** Es wurde auf Einladung von **Fausta Borsani und Thomas Gröbly** von 18 Autor(inn)en geschrieben und erschien im Dezember 2015 im Stämpfli Verlag. Hier sind einige Aussagen aus diesem interessanten Sammelband, der von den Herausgebern sorgfältig zu einem leicht lesbaren Ganzen gemacht wurde.

Handelsverträge

Es muss wohl immer wieder gesagt werden, dass Handel nicht nur reich, sondern auch arm machen kann. Weltweit wird zwar nur etwa 1/7 aller Agrargüter international gehandelt, doch wie dieser Handel aussieht und jener für vor- und nachgelagerte Prozesse, beeinflusst die Lebensqualität von Milliarden Menschen: Wen binden die Regelgeflechte der weltweit 3200 zwischenstaatlichen «Investitionsschutzabkommen»? Wem geben die «Freihandelsverträge» allzu freie Hand in teil-globalen Wirtschaftsfreiräumen?

Ulrike Herrmann beschreibt, «wie die Armen durch Freihandel entmachtet werden. … Freihandel ist die Ideologie der Mächtigen.» Die Weltmarktführer mit den schnellsten und stärksten Maschinen tragen mit entgrenzter Wirtschaftsmacht den Gewinn davon. **Die industrialisierten Akteure bekommen hohe Löhne aufgrund ständig steigender Technikproduktivität, während die «weniger produktiven» Menschen niedrigste Löhne erhalten.**

Was geschieht mit dem Geld?

Thomas Gröbly schreibt: «Eine winzige Gruppe von etwa 2500 Milliardären beherrscht» die Finanzmärkte. Daran anschliessend erzählt Peter Clausing von privaten Millardärsstiftungen als «Speerspitze der globalen Agrarkonzerne»: «Wer genügend Reichtum angehäuft hat, kann es sich leisten, seinen Reichtum nicht nur für die Erzeugung von noch mehr Reichtum einzusetzen, sondern auch für die **Pflege des allgemeinen Systems zur persönlichen Bereicherung**. Clausing stellt dar, wie Rockefeller- und Gates-Stiftung zusammen die „AGRA“ gründeten, mit deren Hilfe Afrika agrarrevolutioniert werden solle. «In Uganda übernimmt die AGRA zum Beispiel die Kosten für Forschungen an einer gentechnisch veränderten Banane.» Nach dem Motto „getrennt marschieren, vereint schlagen“ arbeiten diese Stiftungen und die transnationale Industrie zusammen. Gemeinsam 'hilft' man der Politik, den Hunger und die Armut aus der Welt zu schaffen: 2012 wurde auf einem G8-Gipfel in den USA eine «Neue Allianz für Ernährungssicherheit verkündet, und mehrere transnationale Agrarkonzerne» wie Syngenta, Monsanto, Cargill und DuPont wurden dabei zu offiziellen Partnern ernannt. «Verbrämt durch einen Diskurs der Armutsbekämpfung, fördern sie die Entstehung einer agrarischen Mittelschicht im subsaharischen Afrika. ... Sie schaffen die globalen Märkte für die transnationalen Unternehmen. Deren Gewinne fliessen zurück zu den Stiftungen.» Dieses Vorgehen wird «Grüne Revolution 2.0» genannt.

Clausing äussert sich auch zum Thema Vergrossstädterung im Süden: **Es gebe es in Afrika «eine ‘kreisförmige’ Migration zwischen diesen beiden Lebensbereichen:** In Zeiten guter Verdienstmöglichkeiten wandern Teile der Familien in die Stadt ab. Sie unterstützen den auf dem Land lebenden Rest mit Geldsendungen. In Zeiten hoher Lebensmittelpreise findet eine Rückmigration statt. … Wahrscheinlich wird die mit der Grünen Revolution 2.0 verbundene Transformation des ländlichen Raumes den oben beschriebenen Migrationskreislauf zwischen Stadt und Land zerreissen.»

Ausmass der Agrarkolonien

So finden viele Menschen ihr Land nicht mehr zugänglich, wenn sie aus der Stadt zurückkommen: Jemand aus der Fremde hat jemandem von hier Geld dafür gegeben, um eine Agrarkolonie für den Eigenbedarf zu gründen. 40 Millionen Hektaren, das sind 400'000 Quadratkilometer, das ist die Landesfläche der Schweiz und Deutschlands zusammen, das ist das Doppelte aller Ackerflächen aller EU-Länder: So viel Grund und Boden gehört nun weltweit landesfremden Besitzern: aus den USA und der EU, aus arabischen Wüstenstaaten, China, Indien und anderen bevölkerungsreichen asiatischen Ländern. Sie kaufen oder pachten sich Ländereien vor allem in Afrika, aber auch sonst überall, wo möglich (Peter Clausing, Hans Herren).

Handelsherren als Monetenritter

Bis im Jahr 2000 waren es vor allem «traditionelle Rohstoff-Händler», die den internationalen Agrarhandel leisteten. Sie profitierten von hohen Handelsmargen in Kauf und Verkauf. Dann kamen Hedgefonds und andere professionelle Geldanhäufer dazu,

die ihren Gewinn vor allem aus kurzfristigen Preisschwankungen der Lebensmittel zogen, und die diese Preisschwankungen mit ihrem Kauf- und Verkaufsverhalten auch selber mitverursachten. Inzwischen hat sich ein Teil dieser Monetenritter wieder aus dem Agrarmarkt zurückgezogen und die «Preise entstehen wieder stärker auf der Grundlage von Angebot und Nachfrage» (Markus Mugglin).

Zertifizierung bringt Gewinne und Verluste

Zertifizierte Farmen haben meist eine höhere Bildung, einen höheren Ertrag und etwas bessere Preise als der Durchschnitt. In dieser Hinsicht mache es kaum einen Unterschied, schreibt Fausta Borsani, zu welchem der grossen Zertifizierer des Bio- und Nachaltigkeitssektors sie gingen. «Labels bringen einerseits Wissen und andererseits Zugang zum Markt in den reichen Ländern. Dennoch haben sie auch problematische Seiten. Die meisten Regelwerke sind in ebendiesen reichen Ländern konzipiert worden. Das heisst, wir in den Industrieländern sagen, wie die Bauern im Süden zu handeln haben» – und dafür müssten sie uns dann auch noch bezahlen.

Wessen Hände halten die Forschung?

Angelika Hilbeck vom Departement Umweltsystemwissenschaften der ETH Zürich trug ein Buchkapitel in Interview-Form bei und sagte: **«An den meisten wissenschaftlichen Hochschulen gilt die Überzeugung, dass gesellschaftlicher Fortschritt nur durch Technologien erreicht wird.»** Dabei folge die Forschung «immer einer bestimmten Interessenlage und entspricht einem Weltbild. Heute ist der Rahmen leider wieder enger und weist **zunehmend totalitäre Züge** auf.» «Das EU-Forschungsprogramm zur Bioökonomie trägt zum Beispiel deutlich die Handschrift der Industrie. … Dies gilt auch für die Agrarforschung, die im Korsett des agrarindustriellen Systems steckt, auch wenn sie sich gerne ein grünes Mäntelchen gibt.» Es sei sehr schwer, dieser Macht zu widerstehen: «Als Forscherin muss ich mich entscheiden, ob ich mitmache oder als Häretikerin gelte. Im letzterem Fall werden Forschungsgelder gestrichen oder Publikationen erschwert.» Aber man muss sagen dürfen: «Organismen sind keine Maschinen. Sie reagieren auf ihr Umfeld. Eigenschaften eines gentechnisch veränderten Organismus manifestieren sich am Äquator etwa anders als in gemässigten Klimazonen.» Auch wegen solcher ganz entscheidenden inneren Widersprüche der Gentechnik sei wesentlich: «Eine Kultur der kritischen Auseinandersetzung ist fundamental für Demokratie und Zukunftsgestaltung.» (np) ●

Ein «Bioland» in Olten …

Die Pionier-bio-vegi-Bioladen-Beiz

Christian Gamp. In der Mitte zwischen Bern und Zürich, zwischen Basel und Luzern, zwischen Lausanne und St. Gallen liegt Olten. Und in diesem eisenbahnerischen Zentrum des schweizerischen Mittellandes liegt, nochmals zentral, ein kleines, unscheinbares Bio-Restaurant, seit 23 Jahren. Für viele der Schweizer Bioszene ist das Restaurant Bioland (war der Reim Absicht?) ein Begriff und wird in der einen oder anderen Sitzungserinnerung wieder auftauchen. Auch die Aktiven des Bioforums treffen sich regelmässig im Bioland – höchste Zeit für ein „Hofportrait"!

Die gerade beim östlichen Ausgang des Oltener Bahnhofs gelegene, fünfgeschossige Liegenschaft gehört dem katholischen Verein Pro Filia. Ursprünglich gegründet, um jungen Frauen zu helfen, welche aus wirtschaftlicher Not vom Land in die Stadt kamen, vermittelt er heute jungen Menschen ein günstiges Zimmer oder eine Au-Pair-Stelle (www.profilia.ch).

Hans Jakob und seine Frau Vreni konnten das schon bestehende Restaurant-Lokal 1993 mieten und darin das Bioland, Restaurant und Laden, einrichten. Dieses erste Bio-Vegi-Restaurant in der Region lernte Lilo Portmann, die jetzige Mieterin, bei ihren längeren Umsteigeaufenthalten in Olten kennen. Damals arbeitete sie als Filialleiterin eines Spar-Ladens. In der Freizeit, über Mittag, half Lilo Portmann im Bioland aus und verliebte sich in dieses Projekt. Sie sagt: Hans Jakob sei ein lieber Mann gewesen, eigentlich zu gut(mütig), er habe Minderbemittelten gratis Essen gegeben. Seine Frau Vreni habe dafür schauen müssen, dass die Kasse einigermassen stimmte. Und Lilo Portmann hat das Gefühl, dass Hans Jakob auch wegen seiner Gutmütigkeit so früh an Krebs gestorben sei. 2000 übernahm sie die Leitung des Biolands – das Energy-Drink-Bestellen im Spar-Laden sei ihr immer schwerer gefallen …

Heute misst Lilo Portmann der Qualität des Essens für die Gesundheit der Menschen eine wichtige Bedeutung bei. Aber noch wichtiger findet sie die Verbindung der geistigen Ebene mit dem Körper. Kann eine physische Krankheit etwas aussagen über ein psychisches Problem? Lilo Portmann interessiert sich darum dafür, «wie wir als Menschen ticken». Sie wirkt herzlich und offen und sagt, was sie denkt. Auch dem Koch, der jetzt schon fünf Jahre im Bioland arbeitet. Er habe Mühe, den Lehrmeister zu spielen und fordere und fördere seine beiden Auszubildenden zu wenig, da müsse sie ihm jeden Tag auf die Finger schauen. Hartnäckig grüsste Lilo Portmann

Lilo Portmann Foto: Christian Gamp

auch ihre damals neuen Nachbar-Beizen-BetreiberInnen, jeden Tag, zwei Jahre lang, bis sie endlich zurückgegrüsst wurde. Und heute sei sie sich sicher, «wenn mir etwas passieren würde, die kämen sofort, um mir zu helfen».
Frau Portmann hat gerne ein starkes und offenes Gegenüber – das schätzt sie auch an ihren Gästen, wenn diese merken, wie es ihr geht und sie darauf ansprechen. Sie liebe alle ihre Gäste und merke, wenn mal jemand länger nicht mehr kam. Die Beziehung zu den Gästen, das Betreuen des Sitzungszimmers, des kleinen Bioladens im Restaurant sind die Motivation für den ungefähr 9,5-Stunden-Tag von Frau Portmann. Viel Energie für Aktivitäten über den Courant normal hinaus bleibt ihr mit den langen Arbeitstagen nicht.
«Man müsste einmal Geld für Werbung in die Finger nehmen oder den Laden neu gestalten», meint Lilo Portmann. **Aber den Elan für Neuerungen würde sie gerne einer jungen, initiativen Kraft überlassen, die es ihr auch ermöglichen würde, vor ihrer «100% Pensionierung» ein wenig kürzer zu treten.** Dann, erhofft sich die heute 60-Jährige, fände sie endlich Zeit für einen Computer-Kurs, damit sie den Anschluss an die Internet-Zeit nicht verliert. Die tägliche Aktualisierung der Menükarte auf der Homepage sei das Einzige, dass sie mit dem Computer könne. Und wehe, sie lasse das im Stress einmal aus, dann rufe sicher jemand an und frage, es seien noch die Menüs vom gestrigen Datum zu sehen, ob sie vergessen habe, die aktuellen hochzuladen. **«Die Menüplanung mache ich wie ein normaler Haushalt auch», meint Frau Portmann, «ich schaue, was haben wir für Resten vom Vortag, was muss ich aus dem Laden brauchen».** Zusammen mit viel Erfahrung, Kreativität, und wenn es sein muss einem eigenen Rezeptordner werden dann drei neue Menüs und ein recyceltes ausgedacht. «Food waste gibt es bei uns nicht!» Das Ausdenken der Menüs für den nächsten Tag macht Frau Portmann sehr gerne, das sei nicht eine Stärke des Kochs, hingegen sei er beim Kochen nachher viel besser als sie. Früher habe sie auch am Herd gestanden, dafür aber dann am Wochenende den ganzen liegengebliebenen Bürokram erledigen können. Da stellte sie lieber einen Koch an, der von 9-14 Uhr bei ihr arbeitet. Doch diese gut 150 Stellenprozente reichen nicht für das Bioland. Frau Portmann beschäftigt noch zwei Kochlehrtöchter. Die eine junge Frau macht ein jähriges Praktikum mit zwei Tagen Arbeit im Betrieb und zwei Tagen Schule pro Woche – sie hat auf den Sommer jetzt eine Kochlehrstelle gefunden. Die andere Frau macht eine zweijährige sogenannte Attest-Lehre als Küchenangestellte (eidg. Berufsattest als Küchenangestellte/r EBA) und könnte sich dann in einer verkürzten Lehre zur Köchin fertig ausbilden. Fleischkochen werden sie nach ihrer Zeit im Bioland nicht gut können, auch das Funktionieren in einer hektischen Grossküche, wo jede Köchin ihre Spezialfunktion hat, werden sie nicht lernen, dafür das ruhige, selbständige Arbeiten von A-Z, inklusive z.B. das Teigwaren-Machen und das Arbeiten bei den Gästen im Restaurant. Und weil im Laden auch eigene Backwaren verkauft werden, können sich die beiden jungen Frauen auch noch ein paar Rezepte und Handgriffe aus dem Bäckerei- Konditorei-Beruf aneignen. Zum Schluss noch die heikle Frage zum Wörtchen Bio im Namen des Restaurants. Seit die eidgenössische Lebensmittel-Gesetzgebung die Silbe Bio schützt, wird das Restaurant und der Laden vom Lebensmittelkontrolleur nicht nur auf hygienische Anforderungen geprüft, sondern auch, ob alle Lebensmittel darin biozertifiziert sind. Eine Bio-Knospe-Kontrolle liess Frau Portmann nur ein Jahr machen, danach war der Ärger zu gross, und es reuten sie die Kontrollkosten für eine in der Szene längst schon wohlbekannte Institution, das Bioland. ●

In einer Minute vom Bahnsteig ins Bioland Foto: Christian Gamp

Bio-vegi-Restaurant, Café und Laden "*Bioland*"

Tannwaldstrasse 44, 4600 Olten, Tel. 062 296 20 70. Montag bis Freitag 07:00 bis 18:30 Uhr.
Für Anlässe von 10 bis 20 Personen kann das Restaurant auch am Abend oder am Samstag oder Sonntag geöffnet werden.

Salatbuffet, täglich 4 verschiedene Mittagsmenüs (davon eines vegan) von 11:00 bis 18:00, mit Tagessuppe oder kleinem Salatteller vom Buffet (von 11:30 bis 13:30). Preise 18-21 Fr. Küche sehr saisonbewusst. Markenzeichen: Ölsaaten als Deko und Ergänzung der Menüs und beim Salatbuffet. Bedienung herzlich, ohne „konventionelle Höflichkeit“.
38 Sitzplätze, 10-35 Mittagessen pro Tag werden verkauft.
Sitzungszimmer bis zu 12 Personen, pro Halbtag Fr. 50.- (mit den Einnahmen des Sitzungszimmers können die Mittagessen „quersubventioniert“ werden).

Neue Gipfel am vertrauten Horizont entdecken und den Aufstieg wagen

Das „Aufbruchteam“ berät Menschen, die neue Wege gehen wollen. In Krisensituationen wie auch bei der Suche nach neuen Konzepten für den eigenen Hof.

Sonja Korspeter. «Der Mensch steht im Mittelpunkt der Beratung.» Dies ist die Kernaussage von Christine Schumacher (50) und Rüedu Schüpbach (51), zwei Mitgliedern des Aufbruchteams. Sie erzählen mir an einem kalten Februartag in ihrem Beratungsraum in Wichtrach bei Bern leidenschaftlich von ihrer Zweit-Arbeit als Berater, die sie gemeinsam mit dem Dritten im Bunde – Stefan Moser – realisieren. «Nur bei den Dingen, die einem Freude machen, kann man auch auf Dauer erfolgreich sein. Wir unterstützen deshalb die Bäuerinnen und Bauern, die zu uns in die Beratung kommen, dabei herauszufinden, was ihre Talente und Leidenschaften sind.» Und sie helfen Schwierigkeiten und ihre Ursachen aufzuspüren. «Denn ungeklärte Konflikte und Ängste verhindern ein freudvolles und erfolgreiches Schaffen als Landwirt(in) ebenso wie das unpassende Betriebskonzept.»

Beratung ganz individuell

In einem ersten Schritt, dem Vorgespräch direkt auf dem Hof, geht es deshalb auch vor allem darum, die Themen der Beteiligten kennenzulernen. Was ist der Grund für den Wunsch nach Beratung? Was bewegt die Familienmitglieder? Christine erklärt: «Dieser Besuch vor Ort ist ganz wichtig für uns, um zu verstehen und zu spüren, welche Themen oder auch Probleme auf dem Hof vorhanden sind und später dann vertieft behandelt werden sollen.» Anschliessend erhalten die Kunden vom Aufbruchteam per Post Fragen zur schriftlichen Beantwortung. Nach diesen beiden ersten Schritten findet dann das lange Beratungsgespräch von etwa drei Stunden statt, meist in dem Raum in Wichtrach. «Das hat den Vorteil, dass alle Beteiligten sich voll konzentrieren können. Der Bauer muss nicht mal eben noch mit dem Tierarzt sprechen oder die Bäuerin den Kaffee aufsetzen und das Telefon abnehmen», schmunzelt Rüedu Schüpbach. Warum sie bei diesem Hauptberatungsgespräch immer seitens Beratern zu dritt sind, möchte ich wissen. Rüedu antwortet: «Weil drei Menschen einfach mehr und unterschiedliche Dinge wahrnehmen. Wir sind deshalb auch bewusst ein Team, das aus Männern und Frauen besteht.» **Für den Erfolg der Beratung sei es entscheidend, dass sich alle Gesprächsteilnehmer verstanden fühlen** und die Möglichkeit haben, sich mit ihren Gefühlen und Bedürfnissen einzubringen.

Die Mitglieder des Aufbruchteams (v.li.: Rüedu Schüpbach, Christine Schumacher und Stefan Moser) sind Berater im Nebenerwerb – hauptberuflich sind sie Bauern und Bäuerin.

Foto: Sonja Korspeter

Sich bewusst werden

Nicht selten würden im Laufe der Beratung Dinge ausgesprochen, die zu Hause nicht auf den Tisch kommen. Rüedu: «In einer meiner ersten Beratungen hat der junge Bauernsohn mit Bankausbildung zum ersten Mal klar und deutlich sagen können, dass er den Hof nicht übernehmen möchte. Die Tochter konnte formulieren, dass sie sich sehr freuen würde, wenn der Hof weiterbestünde, dass sie selber jedoch keine Bäuerin sei. Dies zu hören war ein Schock für den Vater, der immer davon ausgegangen war, dass eines der Kinder den Hof weiterführt. Doch die ausgesprochenen Worte schafften Klarheit. Auch wenn wir als Beratungsteam zunächst das Gefühl hatten, die Beratung sei nicht so rund gelaufen. Doch der Sohn fühlte sich wie befreit vom Druck der Erwartung des Vaters. Innerhalb der Familie konnte wieder ganz anders über die Zukunft des Betriebes gesprochen werden.» Ein Jahr später machte der Sohn in diesem Fall dann aus freien Stücken eine landwirtschaftliche Lehre und übernahm anschliessend den Hof.

Die Hofübergabe ist ganz allgemein für alle Beteiligten eine besondere Zeit. Christine erzählt von einer weiteren Beratung: «Das Zusammenleben auf dem Hof mit Sohn und Schwiegertochter klappte nicht gut, deshalb kamen die Hofabgeber zu uns in die Beratung. Wir machten eine Aufstellung zum Hof, wobei Figuren für die Familienmitglieder standen. Hierbei erkannte der Altbauer, dass er ganz nah am Hof stand und den jungen Leuten kaum Platz liess. Die Altbäuerin hörte sich bei der Aufstellung sagen: «Ich lass dann schon los, wenn die jungen Leute es so machen, wie ich möchte, dass sie es machen.» In diesem Moment wurde beiden bewusst, dass sie den Hof und seine Gestaltung noch gar nicht losgelassen hatten und den jungen Leuten keinen eigenen Weg zugestanden. Solche **Selbst-Erkenntnisse sind viel eindrücklicher als Ratschläge von anderen**.» Generationenkonflikte seien häufige Themen der Beratungen. Doch viele Anfragen an das Aufbruchteam beziehen sich auch auf das Entwickeln neuer Perspektiven für den Hof oder Teile des Hofes.

Perspektivwechsel

Warum braucht es dazu einen Berater / eine Beraterin? «Theoretisch kann sich natürlich die Familie auch an den Küchentisch setzen und überlegen, wo sie hinwill und was gerade hakt. Doch häufig ist der Alltag auf dem Hof so angefüllt, dass man betriebsblind wird und Mühe hat, mal über den Hofrand zu schauen», so Rüedu Schüpbach. Viele Dinge nehme man nach Jahren auch gar nicht mehr wahr und denke nicht darüber nach, wie man sie anders und eventuell besser machen könnte. Die Mitglieder des Beratungsteams haben selber schon öfter die Erfahrung gemacht, wie hilfreich dann ein Blick von aussen sein kann. Als Stefan Moser gerade nach dem Besuch der Bauern- und Unternehmer-Schulung (BUS) auf seinem Hof mit dem Bau einer Ferienwohnung und anderen Projekten nicht weiterkam, lud er einige seiner Ausbildungskollegen und Freunde ein. Sie schauten gemeinsam den Hof und seine Möglichkeiten an. Das brachte so viel Schwung und gute Ideen, dass nicht nur die Ferienwohnung ein halbes Jahr später fertiggestellt war, sondern auch sonst noch so einiges Gutes für den Betrieb auf den Weg gebracht wurde. Es war auch diese Erfahrung, die Stefan Moser und Rüedu Schüpbach dazu bewog, noch eine Ausbildung zum Thema Beratung und Motivation draufzusetzen, im Jahr 2003 das Aufbruchteam zu gründen und anderen Bäuerinnen und Bauern künftig Beratung anzubieten. Rüedu bringt das Konzept noch einmal auf den Punkt: «Wir bieten keine Rezepte, keine Anleitung. **Jeder Bauer / jede Bäuerin weiss selber am besten, was sie gern tut und gut kann. Wir helfen dabei, diese Dinge herauszufinden und auf den Weg zu bringen**. Denn nur was aus einem selber erwächst, kann gut kommen.»

Dranbleiben

Damit es dann nach dem Beratungsgespräch nicht bei der Idee bleibt, sondern auch zur Umsetzung kommt, bietet das Aufbruchteam auch eine Nachbegleitung an. «Innerhalb von 72 Stunden», so Christine, «muss der erste Schritt in die neue Richtung vollzogen sein. Deshalb vereinbaren wir für diesen Zeitpunkt gleich ein Telefonat, an dem die Kunden berichten, was sie schon haben realisieren können. Das kann manchmal etwas Kleines sein wie zum Beispiel ein Anruf – aber der erste Stein muss ins Rollen kommen.»

Die Mitglieder des Aufbruchteams sind überzeugt, dass sich aus fast jedem Hof etwas machen lässt. Wenn der Bauer oder die Bäuerin seine Berufung an diesem Ort findet. Das sei essentiell. Nur wenn man etwas mache, bei dem einem das Herz aufgehe, dann habe man auch Erfolg.

Neue Horizonte entdecken für Familie und Hof – das geht manchmal einfacher mit professioneller Beratung. Foto: Sonja Korspeter

Rüedu kritisiert an dieser Stelle auch die landwirtschaftlichen Schulen: «Da lernt man nur, wie man die Milchmenge noch weiter steigern kann. Oder wie man den Ertrag beim Getreide weiter erhöht. Doch was für Produkte man daraus herstellen kann und was der Verbraucher eigentlich möchte, das wird nicht gelehrt.» Es werde den Schülern auch kein Mut gemacht, mal zu hinterfragen, was sie selber auf dem Hof tun möchten. «Es braucht heute das selber Denken, einfach nur abliefern hat keine Zukunft mehr.» Den drei Beratern ist es gelungen, sich mit wenig Land eine landwirtschaftliche Existenz in relativer Unabhängigkeit von Grossverteilern, Banken und Zwischenhändlern aufzubauen. Sie haben alle eine Direktvermarktung für ihre Produkte entwickelt.

Aus eigener Erfahrung

Christine hält mit Mann und Sohn gemeinsam Mutterkühe, Mutterziegen und Hühner. Fleisch und Eier werden direkt an private Abnehmer geliefert. «Herzblut» sagt sie auf meine Frage, was der Betrieb für sie bedeutet. «Für mich ist der Hof die schönste Lebensform, die ich mir vorstellen kann.»

Rüedu ist begeistert von der Möglichkeit, mit der Natur und mit Menschen zusammenzuschaffen. Er betreut mit seiner Partnerin junge Leute auf einem Hof mit Mutterkühen und dem Anbau und der Verarbeitung von Kräutern, Obst und Gemüse. «Für mich ist es essentiell, dass ich meine Produkte selber und direkt verkaufen kann. Ich will mich keinem Preisdiktat durch Grossverteiler unterwerfen müssen.» Der 6,5-Hektar-Betrieb besteht nun schon im 26. Jahr in der Hand der Familie Schüpbach.

Stefan und seine Frau kombinieren auf ihrem Hof in der Nähe von Bern Milchwirtschaft und -verarbeitung mit Ferienwohnung und Seminarraum. Pferde erledigen einen wichtigen Teil der Arbeiten auf dem Hof und im Wald und erfreuen auch die Gäste des Hofes.

Alle drei sind überzeugt, dass nicht die Hektarzahl darüber entscheidet, ob man aus einem Hof etwas machen kann. Deshalb reut es sie auch um jeden Hof, der zerstückelt und dann nie mehr bewirtschaftet werden wird, weil er keinen Nachfolger habe oder es keine Zukunftsperspektiven gäbe. Denn diese liessen sich viel öfter entwickeln, als das landwirtschaftliche Umfeld heute meint. Auch die ausserfamiliäre Hofübergabe ist aus ihrer Sicht eine Option, die noch viel zu wenig bekannt ist und nur selten realisiert wird. Ganz generell ist es beim Thema Generationenwechsel hilfreich, wenn man als Bauer/Bäuerin neben der Landwirtschaft noch ein Hobby oder ein Engagement hat. Christine:

«Dies erleichtert das Loslassen im Moment der Übergabe, ganz egal ob an die eigene Tochter / den Sohn oder einen Nachfolger, der von ausserhalb der Familie kommt. Und ganz allgemein ermöglicht es so eine nicht-landwirtschaftliche Beschäftigung, auch im Alltag mal einen Schritt zurückzutreten und klarer wahrzunehmen, was ist.»
Denn so schön die Tatsache ist, dass man in der Landwirtschaft häufig als Paar zusammen schafft und die Kinder immer einen Ansprechpartner und auch viele Freiräume haben, bringt es doch auch Schwierigkeiten mit sich, wenn der Hof in der Familie immer dabei ist und man nie Feierabend hat. Auch diese Seite der Landwirtschaft kennen Christine, Rüedu und Stefan aus eigener Erfahrung.

Anstoss zur Veränderung geben

Die beiden Vertreter des Aufbruchteams berichten mir, dass Frauen häufiger die treibende Kraft sind, wenn es darum geht, bei innerfamiliären Schwierigkeiten eine Beratung in Anspruch zu nehmen. Irgendwann stellt sich bei ihnen ein Gefühl ein von «Jetzt geht es nicht mehr. Jetzt müssen wir etwas tun.» Steht eine Veränderung des Betriebes an, so sind es häufig die Männer, die mit einer Beratungsanfrage auf das Aufbruchteam zugehen.
Insgesamt braucht es noch immer viel, bis bäuerliche Familien den Schritt zum Berater wagen. **Die Schmerzgrenze auf den Höfen ist hoch, lange heisst die Devise «durchbeissen – wir schaffen das schon»**. Bis der Leidensdruck dann so hoch ist, dass man doch zum Telefonhörer greift und einen Termin abmacht. Sich intensiv mit den eigenen Themen und Wünschen auseinandersetzen, das braucht ein bisschen Mut und auch einen beherzten Griff ins Portemonnaie.
«Doch es lohnt sich», meint Rüedu. «Es gelingt uns eigentlich immer, eine Veränderung anzustossen. Wenn auch nicht immer die erwartete», setzt er lächelnd hinzu. «**Es gibt auch versteckte Themen, die dann bei der Beratung zu Tage treten**. Das können innige Wünsche sein in Bezug auf die Landwirtschaft und das Leben auf dem Hof. Gute Ideen, die schon lange schlummerten und nur darauf gewartet haben, an die Oberfläche zu kommen und umgesetzt zu werden.» Doch es kommt auch vor, dass sich herausstellt, dass die schwierige wirtschaftliche Situation, die vom Kunden als Thema der Beratung genannt wird, nichts mit Buchführung und Bilanzierung zu tun hat. «Wir sind zum Beispiel einmal angefragt worden, eine Lösung zu finden für die hohe Verschuldung eines Hofes. Im Laufe des Gespräches hat sich dann herausgestellt, dass ein älterer Verwandter auf dem Hof starken Einfluss nahm. Er war auf eine Art und Weise präsent und aktiv, die der Bäuerin alle Energie nahm. Dies wiederum führte neben der kleinen finanziellen Bürde, die der Onkel für den Hof darstellte, dazu, dass der Betrieb sich nicht gut entwickeln konnte.»

Zukunftsbilder entwickeln

Thomas und Sarah Mock aus dem Oberthurgau haben sich 2012 durch das Aufbruchteam beraten lassen. «Meine Frau und ich kauften den Hof von meiner Mutter und waren beide entschlossen Landwirtschaft zu machen. Doch wir kamen einfach nicht weiter in unseren Überlegungen, wie wir den Hof bewirtschaften wollen. Da haben wir jemand Neutralen gesucht, der uns berät. Und tatsächlich wussten wir nach der Beratung deutlich klarer, wo wir hinwollen.» Heute ist der Hof ein Vollerwerbsbetrieb mit 140 Milchschafen, Obstbau und einer Bauernhof-Spielgruppe. Thomas denkt noch manchmal an das Gespräch zurück, dass er und seine Frau mit den Mitgliedern des Aufbruchteams hatten. «In dem Beratungsgespräch gab es viel Ruhe und Zeit, die eigenen Ideen zu formulieren. Die Berater haben ganz spezifische Fragen gestellt und fein rausgespürt, um was es uns geht. Und so haben wir viel erzählt und sind Schritt für Schritt zu unserem Hofkonzept gekommen.» Im Anschluss hatte die junge Familie mit bald vier Kindern neben der Klarheit auch den Mut loszugehen und so ergab sich dann eins ums andere.
Die Mitglieder des Aufbruchteams sind überzeugt davon, dass der Mensch im Mittelpunkt einer guten Beratung stehen muss. Sie helfen ihren Kunden dabei, herauszufinden, was für sie zählt und wo der Schuh drückt. Mit wacher Wahrnehmung, **verschiedensten Methoden systemischer Beratung** und zahlreichen Ideen aus der eigenen Erfahrung begleiten sie die Suche nach Zielen, Wegen und Stolpersteinen, die es aus dem Weg zu räumen gilt. Rechtliche, steuerliche und finanzielle Details können dann in einem zweiten Schritt mit den entsprechenden Spezialisten geklärt werden. Doch dann schon mit einem klaren Ziel vor Augen.
Für die Berater selber ist das Jonglieren zwischen dem eigenen Betrieb und der Beratung nicht immer einfach. Es braucht viel gute Vorbereitung, es braucht Reisezeit und nicht immer passen die Rhythmen von Betrieb und Beratungsnachfrage zusammen. Doch im Gespräch mit Rüedu und Christine spüre ich deutlich, warum sie sich dieser Doppelbelastung trotzdem immer wieder aussetzen. Sie sind begeistert von ihrer Arbeit als Berater. Sie geniessen die jedes Mal neue Herausforderung, sich auf die Bedürfnisse der Kunden einzulassen, zu spüren um was es geht, und zu planen, wie sie die Beratung gestalten. Rüedu: **«Wenn ich eine gelungene Beratung hinter mir habe, dann fühle ich mich wie nach einer Gipfelbesteigung.»** ●

Erfolgreich auf dem eigenen Hof sein – das geht nur, wenn man macht, was zu einem passt und mit Herzblut bei der Sache ist, davon ist das Aufbruchteam überzeugt. Foto: Sonja Korspeter

Halbe Ernte – doppelter Preis? Doppelte Ernte – halber Preis?

Was wäre eigentlich ein gerechter Umgang mit dem Ertragsrisiko in der Landwirtschaft?

Teilnehmer der Demeter-Bodensee-Zusammenkunft bei einem Spiel auf der Bühne

Fotos: Nikola Patzel

Nikola Patzel. Im Frühling 2015 ergossen sich rund 500 Liter Wasser auf jeden Quadratmeter Erdreich des nördlichen Voralpenraums. Dreihundert Kilometer nördlich rieselte im gleichen Zeitraum nur ein Zehntel davon vom Himmel. Dafür trocknete es dann im Sommer die Nordalpen aus. Ein Beispiel für die konkreten Folgen: Achim und Johanna Heitmann, Biobauern vom Hof Höllwangen – von 'Halde', nicht 'Hölle'! – in Überlingen am Bodensee, bestellen schwere, aber nicht sehr tiefgründige Böden in Südhang-Lage. Ihre Hauptkulturen 2015 waren Kartoffeln und Zwiebeln. Für sie bedeutete das Wetter: **Erst krochen die Kulturen zusammen mit dem schlammigen Boden langsam den Hang hinunter – um danach bald in Trockenruhe überzugehen!** Die Zwiebelernte blieb bei 50% des ungefähr Normalen, bei den Kartoffeln war es ähnlich. «Damit kommen wir wirtschaftlich noch knapp bis zur nächsten Ernte, aber nur, weil wir unseren Gesellen entlassen haben», beschreibt der Bauer die ökonomischen Folgen.

Missernten kommen vor. Aber diese hier und da und allerorten verursachte Geld-Kalamität hat nicht nur mit der Witterung, der Klimaänderung usw. zu tun, sondern auch mit den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen für Landwirtschaft. Viele Landwirtschaftsbetriebe sind dem Preiskampf der Händler und den sogenannten „Marktschwankungen" so ausgeliefert, dass landbaulich schlechte Jahre eben auch ökonomisch nur schlecht ausgeglichen werden können: Das im Grunde etwas zynische Reden mancher Landwirtschaftspolitiker von „Strukturwandel" und von „unvermeidlicher Volatilität" lässt grüssen.

Von Macht und Gemeinsinn

Aufgerüttelt vom ziemlich unglücklichen Verlauf des Landwirtschaftsjahres und besorgt wegen der wirtschaftlich verletzlich machenden Bedingungen, trafen sich im Januar 2016 rund **150 Menschen auf Einladung von 45 biodynamischen Höfen vom nördlichen Bodenseeufer**, um über notwendige Konsequenzen zu reden. Die bäuerliche Mehrheit im Saal wurde ergänzt durch Leute aus Bioläden, Bio-Grosshändlern und weiteren landwirtschaftsnahen Kreisen sowie Referenten mit Erfahrung in solidarischer Landwirtschaft.

Christian Felber machte den Eröffnungsvortrag zum Thema „Gemeinwohlökonomie und Landwirtschaft".[1] «Der blinde Fleck der Ökonomie ist, dass enteignende Prozesse belohnt und Gemeinschaftswerte verringert werden», rief er dem Publikum zu. Zurzeit folge die Wirtschaft einem falschen Leitstern. Felber brachte das mutmassliche Steiner-Zitat: «Die Aufgabe der Landwirtschaft ist es, die Erde zum Leuchten zu bringen.» Dieser Spruch weckte den Idealismus bei vielen Teilnehmern, während dieser Tagung wurde er sehr oft wiederholt. Allerdings wurde Felbers Konzept der Gemeinwohlbilanz eher zurückhaltend aufgenommen, da er den Landwirtschaftsbezug wenig herausgearbeitet hatte und beim Arbeitsaufwand Fragen blieben.

Biobauer Achim Heitmann malte die Machtverhältnisse klar aus: «Da ruft der Grosshändler an und sagt: "Hast Du keine grösseren Kartoffeln und überhaupt, wie schaut denn deine Ware aus, wir müssen da über den Preis reden." Dazu muss ich sagen: Warum bin ich eigentlich fürs Wetter verantwortlich, was habe ich damit zu schaffen? Und interessiert das den Laden, ob die Ware aus Marokko, Ägypten oder sonst woher kommt? Stört mich das als Konsument? Damit wird der gesamte Idealismus bei mir ziemlich schwerwiegend getroffen.

Christian Felber beim Vortrag

[1] *Siehe auch den Artikel „Landwirtschaft als Gemeinwohlökonomie" im K+P 3/2015, www.bioforumschweiz.ch/kultur-und-politik/archiv/artikel/*

Wir vermarkten Demeter-Ware, wir nutzen diesen Namen und vielleicht auch die Lügen, die dahinterstehen, doch bleibt für die Ideale kein Raum mehr. Und dazu kommt: Die Landschaft, in der wir leben, ist ein Kulturbild. Noch sind 15 Betriebe in unserem Landstrich, aber in 5 Jahren, nehme ich an, werden 5 davon nicht mehr sein.»

Am Ende der Tagung waren sich die Teilnehmer einig: Sie wollen eine regional solidarische Landwirtschaft schaffen. **Nicht nur einzelne Betriebe möchten sich gerne ein Konsumentennetzwerk aufbauen, das sie unterstützt, sondern eine Gruppe von Höfen.** Dabei sollten zusätzlich zu verbindlichen Abnahme-Beziehungen auch Solidarfonds geschaffen werden. Erstens zwischen den Höfen per jährlichem Fixbetrag, zweitens zwischen Konsumenten und Produzenten zwecks Linderung von Problemlagen, die in manchen Jahren alle beteiligten Betriebe betreffen. Doch sollen diese neuen Beziehungsstrukturen den regional verankerten Bio-Grosshändler und die Einzelhändler nicht ausgrenzen, aber ergänzen und Abhängigkeiten verringern. Dies vorweggenommen, nun wieder zurück zu den einzelnen Beiträgen rund um «solidarische Landwirtschaft»:

Erfahrungen von Solawi-Grossvätern

Bauer Christoph Klemmer vom Hof Sophienlust nördlich von Kiel berichtete: «Ich habe 37 Jahre auf einem gemeinschaftsgetragenen Hof gelebt und kann sagen, das ist ein unendlicher Weg!» Als ihre Wirtschaftsgemeinschaft damit anfing, waren sie von Rudolf Steiner angeregt, der 1905 sagte: *«Das Heil einer Gesamtheit von zusammenarbeitenden Menschen ist umso grösser, je weniger der Einzelne die Erträgnisse seiner Leistungen für sich beansprucht, d. h., je mehr er von seinen Erträgnissen an seine Mitarbeiter abgibt und je mehr seine eigenen Bedürfnisse nicht aus seinen Leistungen, sondern aus den Leistungen der anderen befriedigt werden.»* Die Wirtschaftenden sollten sich aufgrund ihrer Bedürfnisse an Erzeugnissen zusammenfinden, nicht aus Erwerbsstreben. In der Wirtschaftsgemeinschaft entstehe sogar eine Art Gruppenseele, die die alten Beziehungen ersetze. Klemmer erzählt: «Wir haben 1979 angefangen, auf unserem Hof zu wirtschaften. Der Hof war von der «Gemeinschaft für Leihen und Schenken» (GLS Bank) gekauft worden. 180 Gesellschafter haben sich über je 1'500 Euro für uns verbürgt, das ist unser Wirtschaftsgeld für den Hof. **Unser Hauptanliegen war eine neue Stadt-Land-Beziehung.** Wenn wir schlechte Ernten hatten – in drei von 36 Jahren haben wir Verlust gemacht – konnten wir trotzdem weitermachen.» Ende des letzten Jahrhunderts sei die soziale Gemeinschaft des Hofes dann in die Krise gekommen und viele Konsumenten stiegen aus oder stellten die Frage: Was bringt uns das wirklich? Als Antwort wurde ein Preisnachlass auf Hof- und Handelsprodukte von 3-5% Rabatt beschlossen. «Wir bekamen viele Neumitglieder, aber schnell verloren sie wieder das Interesse – am Rabatt! – sobald sie gemerkt haben, was hier eigentlich dahintersteckt.»

> **Bei 2 Lehrtöchtern nach ihrem Befinden gefragt:**
>
> A: «Ich bin hier mit grossen Fragen: Wie soll ich mein Leben gestalten? Und drumrum geben mir Ideen wie "Gemeinwohlökonomie" und "Bruttoglück" neue Kraft.»
> B: «Wenn ich Landwirtschaft mache, dann weiss ich: Ich kann etwas Konstruktives in der Welt ändern. Denn es tut mir weh, zu sehen, wie die Menschen mit sich und der Natur umgehen.»

Klemmer ist jetzt im Rentenalter und berichtet begeistert: Ganz ohne Kapital sei er damals eingestiegen und jetzt habe ihm die Gemeinschaft ein Haus auf dem Hof erweitert; sie hätten nun staatliche Bauernrente, 1/3 Mieterlass, Lebensmittel und eine Kapitalabfindung, um reisen zu können.

Ein weiterer Altvorderer der solidarischen Landwirtschaft ist **Wolfgang Stänz vom Buschberghof** unweit Hamburgs. «Wir machen Solawi seit 28 Jahren, aber die Vorgeschichte ist viel länger.»[2] Im Jahr 1954 stellte der Hoferbe auf biologische Landwirtschaft um und die Nachbarn alle auf industrielle. Die Nachbarn verdienten sich mehr Geld und konnten die Mitarbeiter besser zahlen als er, so kamen nach und nach alle Helfer den Bauersleuten abhanden. Sie verschenkten ihren Hof 1968 an die dafür gegründete gemeinnützige Landbau-Forschungsgesellschaft mbH und konnten als Betriebsgemeinschaft weiter dort wirtschaften.

Im Jahr 1988 wurde dann eine Solawi aufgebaut: «300 Menschen, 90 Haushalte tragen die gesamten Kosten und bekommen dafür die ganze Ernte ausgeteilt. **Als wir damit anfingen, lag die „Landwirtschaftliche Sektion" bei Dornach mit Ferngläsern auf dem Dach und sie sagten: „Was machen die denn da, die hängen ja den Händler auf, das geht gar nicht,** denn Rudolf Steiner sagte, es braucht den Händler." Wir waren dann im Goetheanum in Verschiss geraten für einige Jahrzehnte. Aber nach langer Zeit traf ich dann Manfred Klett bei einer Tagung über solidarische Landwirtschaft. Er legte mir den Arm auf die Schulter und sagte: „Ja ja ja, wir hatten damit unsere Probleme, aber jetzt habt Ihr meinen Segen."»

Das Grundprinzip des Buschberghofs ist: Die Menschen brauchen rund 2'»500 m² zu ihrer Ernährung, und für diesen Boden sollten sie dann auch die Verantwortung übernehmen. Damit das klappe, müssten sie sich auf eine Anbaumethode einigen und deren Betriebswirtschaft konsequent finanzieren. Auf dem Buschberghof legt jeder selber fest, wie viel er zahlen kann, denn nicht jeder Einzelbetrag, nur deren Summe muss kostendeckend sein. Stränz berichtet: «So verlieren die einzelnen Lebensmittel ihren Preis, bekommen aber ihren ursprünglichen Wert zurück. Daraus entstehen verlässliche Beziehungen zwischen Verbrauchern und Erzeugern. Wir haben etwa 10% Fluktuation jedes Jahr. Aber wir haben einen sehr beständigen Kern an Mitgliedern.» Der Buschberghof hat eine Menge relativ kleiner Betriebszweige: «Der Berater sagt: „30 Milchkühe, 100 Hühner, da lachen ja die Hühner, **dieser Betrieb ist in jedem einzelnen Betriebszweig unrentabel." Da kann ich nur antworten: „Richtig, und das seit 28 Jahren erfolgreich!"»**

Unser Grosshandel – unsere Läden?

Der holländische Agrarhändler **Koos Bakker** führt eine Handelsfirma mit dem erstaunlichen Namen "Odin", welche überwiegend Waren von Götterkollegin „Demeter" in den Niederlanden vertreibt. Odin verschickt wöchentlich rund 20'000 Gemüsetüten an Verbraucher, beliefert als Grosshändler rund 125 Fachgeschäfte mit Naturkost und stellt seine 18 eigenen Geschäfte nach und nach auf ein Solawi-Modell um. Der Jahresumsatz ist insgesamt rund 50 Millionen Euro und Geschäftsgründer Bakker sagt: «Für mich war immer selbstverständlich, keine Privatansprüche an die Gewinne zu haben, denn sonst

[2] *Siehe den Artikel „Geschichte der solidarischen Landwirtschaft" im K+P 3/2015, www.bioforumschweiz.ch/kultur-und-politik/archiv/artikel/*

hätte ich keine objektive Stellung in Preisverhandlungen. Der Jahresgewinn geht immer in eine Stiftung, die das jeweils in neue Entwicklungen investiert (im Zusammenhang mit einer Genossenschaft, der die Firma gehört). ... Meine Aufgabe ist, es 40'-50'000 Verbraucher in Holland in eine Assoziation zu bringen. **Vom Verbraucherpreis sollten die Läden etwa 30% Gewinnspanne haben, etwa 25% der Grosshandel und der Rest ist für Verarbeiter und Bauern.»**

Mit einer Anekdote argumentierte Bakker dafür, wie wertvoll ein fester Wirtschaftsverbund auch für die Bauern sei: «Einmal rief mich ein Bauer an und sagte, er müsse seinen Hof wegen Rückenproblemen an den Nachbarn verkaufen. Nun wolle er wissen, ob sein Nachfolger, wenn er Demeter weitermache, seine Möhren weiterhin an uns liefern könne. Na klar, antwortete ich. Und sofort ist der Preis für diesen Betrieb um 300'000 € hochgegangen, denn ein Hof mit Abnahmegarantie für die Produkte ist mehr wert. Und nicht lange danach rief mich sein Nachfolger an und fragte, ob er einen höheren Abnahmepreis für die Karotten bekommen könne. Denn seine Kapitalkosten zur Finanzierung des Hofes seien so hoch ...»

Zu den Solawi-Läden erzählt Bakker: «Die Fixkosten von Bioläden sind natürlich verschieden, aber nehmen wir mal 250'000 € im Jahr an: Jedes Mitglied zahlt monatlich 20 €, also tausend Familien finanzieren einen Laden als Genossen. Der Einkaufsvorteil für die Mitglieder ist etwa 17%: Ab einem Einkauf von 30 € pro Woche ist die Einlage refinanziert, alles andere ist Ersparnis. Wir haben das jetzt in 9 von 18 Läden so gemacht, die anderen folgen bald. Im Grunde genommen ist das eine Art Einkaufsvertrag. Und jeweils mit dem Jahresabschluss zeigen wir dann den Verbrauchern, was wir gemeinsam eingekauft und verbraucht haben.»

Koos Bakker handelt fairer Fotos: zVg

Geld für Essen – einmal anders!

Ein weiteres Finanzierungsinstrument für solidarische Landwirtschaft wurde von **Xaver Diermayr** aus Oberösterreich vorgestellt. Diermayr war mal Banker, jetzt hilft er Höfen mit Finanzierungen über Genussrechte. Das laufe meist so: «Da sagt ein Bauer: „Lieber Konsument, ich brauche einen neuen Stall, kannst Du mir Geld leihen, du kriegst es dann als Essen wieder." **Dieses Bild der Naturalrendite ist wunderbar. Denn ich kann nicht mehr investieren, als ich an Zins und Tilgung essen kann, ich kann damit nicht spekulieren.** Genussrechte sind sehr flexibel gestaltbar und bieten viele Möglichkeiten die Risiken aufzuteilen: Man kann z.B. den Zins variabel machen und bei schlechter Ernte weniger oder keinen Zins zahlen (der wird dann auch nicht nachgezahlt), oder man kann die Tilgung in schlechten Jahren aussetzen. Aber das Ganze steht und fällt mit der Beziehung, die der Betrieb mit dem Umfeld hat. Solche Finanzierungsformen über Genussrechte können ein Einstieg in eine neue Beziehungskultur sein.» (xaver.diermayr@genussinvest.de)

Zurück zu den Demeter-Bäuerinnen und -Bauern am nördlichen Bodensee-Ufer und ihrer Frage nach Risikoausgleich und solidarischer Landwirtschaft. Eine Schluss-Aussage war: «Wir wollen nicht, dass von uns jeder ein eigenes Süppchen kocht und sich ein Netzwerk von Verbrauchern schafft, sondern dass wir gemeinsam eine breitere Basis finden.» Vielleicht könnten einzelne Höfe mit Solawi anfangen und das dann zusammenschliessen. Das Ziel sei, dass **die beteiligten Konsumenten jeweils für rund eine Viertelhektare eine finanzielle Mitverantwortung übernehmen. «Aber wir wollen auch bei der Solawi den Grosshandel nicht draussen lassen, sondern er ist sehr wichtig für die Mengenabnahme und Vermarktung.»** Und damit die Kontaktpflege mit den Solawi-Konsument(inn)en nicht die einzelnen Bauersleute zu sehr von ihrer eigentlichen Arbeit abhalte, sollte dies von jemand im Netzwerk schwerpunktmässig übernommen werden. Das schliesse auch die Möglichkeit zu Arbeitsmithilfe auf den Höfen zu Zeiten der Arbeitsspitzen ein, was sehr gewünscht wäre.

Weiter waren sich die Teilnehmer einig, dass

Xaver Diermayr vermittelt "Recht auf Essen"

eine regionale solidarische Landwirtschaft auch mehr Vernetzung von Betriebszweigen zwischen den Höfen und mit kleinen Läden erfordere. Mit dem Handel gehe es z.B. um die sprichwörtlichen krummen Möhren, die genauso gut seien wie die kerzengeraden. Und untereinander geht es zum Beispiel um das Zusammenspiel von muttergebundener Kälberaufzucht und Rindermast. Bäuerin Kerstin Krug sagte: «Zurzeit geht ungefähr die Hälfte der Kälber, die bei uns geboren werden, in die konventionelle Vermarktung auf Vieh-Auktionen und dann z.B. nach Norddeutschland oder Spanien. Von dort bekommen wir für ein 70-kg-Kalb Braunvieh vielleicht nur 70 Euro, das zeigt null Wertschätzung. Wir wollen aber, dass in Zukunft die rund 500 Kälber von unseren Höfen in unserer Region aufwachsen und dann auch einen angemessenen Preis erzielen.»

Das Ziel dieser rund 45 Demeter-Höfe ist ein angemessener Grad von Unabhängigkeit von grösseren Wirtschaftsmachtstrukturen, ohne aus diesen ganz auszusteigen. Nötig sind dafür zumindest: (1) Zuverlässige Abnehmer zu angemessenen Preisen für grosse Teile der Ernte bzw. zur Mitfinanzierung der Betriebskosten. (2) Noch mehr Zusammenarbeit zwischen Höfen mit verschiedenen Betriebszweigen. (3) Wechselseitige Nothilfe zwischen den Betrieben und ein Fondsbeitrag der Konsumenten zur Risikobewältigung. (4) Die Ebenen des Wirtschaftens sollen auch ein Zusammenspiel mit Gross- und Einzelhandel auf Augenhöhe enthalten. Und die anwesenden Einzel- und Grosshändler sagten: Ja, da wären wir gerne dabei. ●

Modelle der solidarischen Landwirtschaft: eine Übersicht

Tina Siegenthaler. Die solidarische Landwirtschaft (Solawi)[1] nimmt Fahrt auf. In der Deutschschweiz entstehen immer mehr Betriebe, die nach diesem Konzept arbeiten. So unterschiedlich sie sind, die Motivation dahinter ist bei allen gleich: KonsumentInnen und ProduzentInnen schliessen sich zusammen und erreichen dadurch mehr Selbstbestimmung in der Nahrungsmittelproduktion. So soll eine sozial, ökologisch und ökonomisch nachhaltige Landwirtschaft gestaltet werden. **Solawi unterscheidet sich von Direktvermarktung: Zentral ist eine gemeinsame Risikoteilung, was die ProduzentInnen entlastet und ihnen ein sicheres Einkommen garantiert.** Meist geschieht das über die Finanzierung per Betriebsbeitrag, indem die gesamten anfallenden Kosten des Betriebs aufgeteilt und im Voraus bezahlt werden. Im Gegenzug erhalten die KonsumentInnen die gesamte Ernte respektive alle verarbeiteten Produkte des Betriebs. Für eine vorausschauende Planung des Angebots sind Verbindlichkeit und Kontinuität im Zusammenschluss von KonsumentInnen und LandwirtInnen wichtig. Partizipation und gemeinsame Entscheidungsfindung fördern die Wertschätzung für die bäuerliche Arbeit und für die Lebensmittel, ein Verständnis für politische und wirtschaftliche Zusammenhänge und allgemein die Verlässlichkeit im kooperativen Zusammenwirken.

Bei der Umsetzung gibt es viele Möglichkeiten. Die konkrete Ausgestaltung kann an die Betriebe und die gegebenen Rahmenbedingungen angepasst werden. Befindet sich ein Solawi-Betrieb in der Nähe einer Stadt mit guter Anbindung an den ÖV, so ist eine intensivere Mitarbeit möglich als auf einem Betrieb, der sehr ländlich liegt. Wird eine Gemüsekooperative gegründet, eröffnen sich andere Möglichkeiten für die Wahl der Rechtsform als bei der Umsetzung von solidarischer Landwirtschaft auf einem bestehenden Bauernhof. Die Kooperationsstelle für solidarische Landwirtschaft[2] hat mittels Betriebsbesuchen, Recherchearbeit und persönlichen Gesprächen eine nicht abschliessende Zusammenstellung mit sechs verschiedenen Solawi-Betriebsmodellen erarbeitet.

[1] *Auch regionale Vertragslandwirtschaft (RVL) genannt*
[2] *www.solawi.ch*
Fotos: Tina Siegenthaler.

Gemüsekooperative

Bei diesem Modell tragen die KonsumentInnen den Betrieb nicht nur finanziell, sondern **sie gestalten ihn auch durch ihre Arbeit mit.** Es geht um eine kollektive Selbstversorgung in einem selbstverwalteten grossen Garten. Wichtig dafür, dass das funktioniert, ist die Beteiligung aller Mitglieder und eine engagierte Kerngruppe, die aus KonsumentInnen und Fachkräften besteht und die Organisation, Administration und Koordination

übernimmt. In vielen Gemüsekooperativen werden elementare Bereiche wie Ernten, Abpacken der Ernte, Verteilen der Ernte in die Abholdepots, Infrastruktur, Gartenarbeit, etc. von den Mitgliedern übernommen. So entsteht ein vertiefter Bezug zur Gemüseproduktion und die Verantwortung kann auf mehr Schultern verteilt werden. Ausserdem besteht die Möglichkeit, dass sich die Mitglieder in Arbeitsgruppen organisieren und z.B. die Kinderbetreuung oder Gras mähen mit der Sense selber in die Hand nehmen.

Oft wird die Initiative vonseiten der KonsumentInnen ergriffen, die eine Genossenschaft oder einen Verein gründen. **Durch rückzahlbare Anteilscheine, die von den Mitgliedern gezeichnet werden, können die Investitionen wie Folientunnel und Maschinen finanziert werden.** Die Mitglieder sind durch die Wahl dieser Rechtsform MiteigentümerInnen des Betriebs und haben bei allen wichtigen Entscheidungen ein Mitspracherecht.

Die Fachkräfte werden von der Genossenschaft oder vom Verein angestellt. Faire Arbeitsbedingungen und gute Löhne sind ein zentrales Argument für eine Solawi-Initiative. Eine 45-Stunden-Woche und vergleichsweise gute Löhne und Ferien auch im Sommer werden so möglich. Mindestens so wichtig sind die Mitbestimmung am Arbeitsplatz, die vielfältigen Tätigkeiten, der stetige Austausch und die Wertschätzung vonseiten der Mitglieder.

Beispiel: Radiesli, Worb, www.radiesli.org

Hofgemeinschaft mit fester Kundschaft

Bei dieser Umsetzungsform der solidarischen Landwirtschaft tragen die KonsumentInnen den Betrieb finanziell, sind jedoch nicht in einer juristischen Form organisiert. Bei dieser Wirtschaftsform **übernehmen die BewirtschafterInnen die betriebliche Verantwortung** und machen allenfalls auch einen Teil der Verarbeitung. **Sie haben eine schriftliche Vereinbarung mit den beteiligten Haushalten** (KonsumentInnen). Diese bezahlen einen Jahresbeitrag und können wöchentlich ihren Ernteanteil abholen. Die beteiligten Haushalte tragen die laufenden Kosten des Betriebs, die Investitionen werden von der Hofgemeinschaft (den BewirtschafterInnen) getätigt, nach Möglichkeit auch mit der Unterstützung von Darlehen der KonsumentInnen.

Die Mitarbeit der KonsumentInnen ist nicht notwendig für das Funktionieren des Betriebes. Je nach anstehenden Arbeiten können aber Aktionstage und Helfereinsätze organisiert werden. Bei diesem Modell kann bei den Mitgliedern auch von KundInnen gesprochen werden. Das Depot gleicht einem Marktstand oder Bioladen. Damit wird die «Zielgruppe» für Solawi stark erweitert. Dieses Modell funktioniert auch im ländlichen Raum, sodass ein Bauernhof mit solidarischer Landwirtschaft eine wichtige Funktion im Gemeinwesen einnehmen kann – besonders dann, wenn keine Dorfläden mehr da sind und die Leute sonst zum Einkaufen in Zentralorte fahren müssten.

Die Arbeitsbedingungen der BewirtschafterInnen unterschieden sich kaum von denen herkömmlicher Familienbetriebe: Die Fachkräfte arbeiten selbständig, es gibt keine geregelten Arbeitszeiten, längere Ferien bilden die Ausnahme. Aber man freut sich über das feste Einkommen, dass die laufenden Kosten gedeckt sind und die Solawi also mehr Planungssicherheit bietet als herkömmliche Betriebe. Die wirtschaftliche Situation wird dadurch stabi-

lisiert und es ist sehr zufriedenstellend, zu wissen, für wen man die Lebensmittel anbaut.
Beispiel: Hof Tangsehl, Nahrendorf (D), www.tangsehl.de

Wirtschaftsgemeinschaft

Hier nehmen ProduzentInnen und KonsumentInnen an einer **gemeinsamen Betriebsform** teil, sie bilden also eine Wirtschaftsgemeinschaft, die den ganzen Hof trägt. Die Produktion ist darauf ausgerichtet, die Wirtschaftsgemeinschaft möglichst ganzheitlich und vielfältig zu versorgen. Die ProduzentInnen leben meist vor Ort und bilden eine Hofgemeinschaft.

Wie beim oben beschriebenen Modell „Hofgemeinschaft mit fester Kundschaft“ **unterscheiden sich die Arbeitsbedingungen kaum von denjenigen auf herkömmlichen Familienbetrieben**. Im Rahmen einer Solawi ergibt sich die Möglichkeit, die Arbeit in Teilzeitstellen aufzuteilen, in denen die Angestellten trotzdem genug für den Lebensunterhalt verdienen.

Die Mitglieder der Wirtschaftsgemeinschaft haben ein schriftlich festgelegtes Mitbestimmungsrecht. An der Mitgliederversammlung wird die Jahresrechnung abgenommen, das Budget für das kommende Jahr beschlossen, die einzelnen Beiträge festgelegt und Zu- und Abgänge von Mitgliedern bestätigt. Zudem ist es sinnvoll, wenn ein Gremium (Betriebsgruppe) gewählt wird, das sich beispielsweise um die Verwaltung und Öffentlichkeitsarbeit kümmert. Weitere Bereiche, in denen sich die Mitglieder engagieren können, sind: Organisation von Festen und Aktionstagen, Mitarbeit auf dem Hof oder in der Verarbeitung.
Beispiel: Buschberghof, Fuhlenhagen (D), www.buschberghof.de

Flächenpauschale

Dieses Modell wird gewählt, wenn die InitiantInnen der Solawi keinen eigenen Produktionsstandort aufbauen wollen oder können, weil sie z.B. kein geeignetes Land finden. KonsumentInnen und BewirtschafterInnen von mehreren bestehenden Landwirtschaftsbetrieben bilden einen Verein oder eine Genossenschaft zum Zwecke der Lebensmittelversorgung. **Gemeinsam werden die Art, Menge und Kosten der Lebensmittel festgelegt, welche die KonsumentInnen von den verschiedenen Betrieben beziehen.** Der Unterschied zu einer herkömmlichen Lieferung liegt darin, dass z.B. das Gemüse auf einer vorbestimmten Fläche produziert wird und der Aufwand der ProduzentInnen mittels einer Flächenpauschale entschädigt wird. Es werden also die anfallenden Produktionskosten für eine bestimmte Kultur finanziert, statt dass der Kilopreis des Gemüses bezahlt wird. Die gesamte Ernte dieser vordefinierten Flächen geht an die KonsumentInnen. So tragen diese das Produktionsrisiko mit. Nach dem gleichen Prinzip können auch Eier produziert werden. Der Aufwand für die Haltung und Pflege einer bestimmten Menge Hühner wird mit einer Tierpauschale abgegolten. Diese Tiere legen braune Eier, die anderen in der Herde weisse. Somit weiss der Produzent immer genau, welche Eier an die Mitglieder verteilt werden können.

Bei diesem Modell wird jeweils nur **ein kleiner Teil der Erzeugnisse der einzelnen Betriebe über den Solawi-Kanal verteilt**. Die Motivation der beteiligten ProduzentInnen ist meistens die Beteiligung an einem Projekt, das die KonsumentInnen für die Landwirtschaft und Produktion/Verarbeitung von Lebensmitteln sensibilisiert. Eine Mitarbeit der KonsumentInnen ist meistens nicht Bestandteil solcher Vereinbarungen. Möglich ist jedoch, dass sich die Mitglieder bei der Logistik und bei sporadischen Aktionstagen auf den Höfen beteiligen können. Wichtig ist ausserdem eine Kerngruppe, die sich um die Administration und Kommunikation kümmert.
Beispiel: SoliTerre, Bern, www.soliterre.ch

Selbsterntegarten

KonsumentInnen und LandwirtInnen bilden einen Verein oder eine Genossenschaft. **Die LandwirtInnen bauen die Kulturen an und die Mitglieder ernten selbstständig ihren Anteil**, meist wöchentlich. Die laufenden Kosten für den Produktionsaufwand werden von den KonsumentInnen getragen, die LandwirtInnen sind vom Verein oder von der Genossenschaft angestellt und erhalten eine Aufwandsentschädigung nach Stunden. Die juristische Form erlaubt, dass Investitionen z.B. für Folientunnels oder Maschinen von den Mitgliedern getätigt werden und ihnen somit dieser Teil des Betriebs gehört.

Die KonsumentInnen sind nicht strukturell organisiert für die Ernte und Logistik, sondern kommen einzeln regelmässig auf den Betrieb und holen sich ihren Anteil an Gemüse direkt vom Feld. Dieses Modell verlangt, dass die Mitglieder in der nahen Umgebung des Betriebs wohnen oder arbeiten, so dass sie im Alltag sowieso beim Garten vorbei kommen.

Bei diesem Modell haben die Mitglieder einen intensiven und regelmässigen Bezug zum Garten. So können auch delikate Kulturen angebaut und geerntet werden – Himbeeren können z.B. auch gleich direkt im Garten verspeist werden und müssen nicht zuerst einen Transport überstehen.
Beispiel: Les Cueillettes de Landecy, Genf, www.cueillettes.org

Saisongarten

Bei diesem Modell bereiten LandwirtInnen den Gemüseacker vor und **übergeben den KonsumentInnen einzelne Parzellen zur Pflege und Ernte**. Die LandwirtInnen bearbeiten den Boden, sie säen und pflanzen das Gemüse. Die Mitglieder übernehmen Handarbeiten und auch Nachsaat und Nachpflanzung von Gemüse während der Saison. Die Gemüsearten sind alle reihenweise in Längsstreifen auf dem Acker angeordnet, die KonsumentInnen bekommen jeweils einen Querstreifen über das ganze Gemüsefeld zugeteilt.

Die Mitglieder finanzieren die Arbeit der LandwirtInnen, die Miete für die Parzellen und die Produktionsmittelkosten. Die Investitionen werden jedoch von den LandwirtInnen getätigt, häufig sind aber nur wenig bis gar keine zusätzlichen Anschaffungen nötig, da der Saisongarten auf einem bestehenden Bauernhof eingerichtet wird.

Da die Mitglieder strukturell nicht organisiert sind, bietet sich als Rechtsform ein Verein an, um eine gewisse Verbindlichkeit zu schaffen. Von Vorteil ist es, wenn der Hof in Stadtnähe ist, um die Anfahrtswege kurz zu halten. Im Saisongarten können die KonsumentInnen im Garten arbeiten und haben Kontakt zur Landwirtschaft. Die Ernte ist eine wertvolle Ergänzung auf dem Speiseplan.
Beispiel: Saisongarten auf dem Oberfeld, Darmstadt (D), www.landwirtschaft-oberfeld.de/hofgut-saisongarten.html ●

Einsteigen, Weiterdenken und Mitmischen für eine bäuerliche Zukunft

Erfahrungen aus einer Seminarreihe für «agrarpolitisch Interessierte» der ÖBV-Via Campesina Austria

Ein agrarpolitisches Seminar des ÖBV in Oberösterreich. Foto: Monika Thuswald

Monika Thuswald.[1] Viel Potenzial liegt in der Gruppe: Wenn Menschen mit verschiedenen Hintergründen, Erfahrungen und Wissen in Bezug auf Landwirtschaft, aber mit ähnlichen Anliegen und Zielvorstellungen zusammenkommen, dann kann sich viel bewegen! Im Dezember 2015 trafen am Vetterhof in Lustenau (Vorarlberg) der junge Hofübernehmer mit Studienabschluss auf die Älplerin und Bildungsarbeiterin, junge Frauen mit dem Berufswunsch Gemüsebäuerin auf den pensionierten Nebenerwerbslandwirt und erfahrene Permakulturbäuerinnen. **Gemeinsam ist ihnen der Wunsch nach einer bäuerlichen Zukunft sowie das Interesse und die Bereitschaft, sich für dieses Ziel auch agrarpolitisch einzumischen.**

Am ersten Abend tauschten sich die Teilnehmer_innen über ihre 'Visionen' für die Zukunft der Landwirtschaft aus: Die Rede war von einer Landwirtschaft, von und mit der mensch gut leben kann, mit Zugang zu Land für junge Leute ohne Hoferbe, mit respektvollen und wertschätzenden Beziehungen zwischen Bäuerinnen/Bauern und Essenden und fairer Preisgestaltung. Die Beteiligten wünschen sich eine unabhängige und selbstbestimmte Landwirtschaft, welche vor allem auf die regionale Versorgung ausgerichtet ist; ökologische Kreislaufwirtschaft mit artgerechter Tierhaltung, die weder den Planeten zerstört, noch Arbeitskräfte ausbeutet. Dieser Vision stehen politische und wirtschaftliche Machtverhältnisse entgegen, die sich unter anderem folgendermassen zeigen: Verlust von fruchtbarem Boden, einseitige landwirtschaftliche Bildungsangebote, falsche Förderpolitik, die Abwertung der Eigenversorgung, der Verlust von bäuerlichem Wissen, die Ausrichtung auf den Weltmarkt, Sozialisierung hin zur Konkurrenz statt zu Solidarität, Entfremdung weiter Teile der Bevölkerung von der Landwirtschaft und der fehlende Protest von Bäuerinnen und Bauern.

Machtverhältnisse veranschaulichen

Bei der gemeinsamen bildhaften «Kartierung» von Akteur_innen der Agrarpolitik in Österreich wurde augenfällig deutlich, **wie gross und einflussreich der Machtkomplex rund um den ÖVP-nahen Bauernbund ist**.[2] Mit seinen Funktionär_innen in Landwirtschaftskammer, Parlament und Bundesregierung, im Zusammenspiel mit dem Raiffeisen-Konzern, Chemie- und Saatgutkonzernen sowie Banken etc. wirkt der Bauernbund sich durchwegs nachteilig auf die bäuerliche Landwirtschaft aus. Am entgegengesetzten Eck der sozialen Landkarte finden sich Gruppen und Vereine mit eher kleinem Einfluss, die sich für Ernährungssouveränität, Artenvielfalt, Biolandbau etc. einsetzen. Dazwischen steht die Mehrheit der Bäuerinnen/Bauern, anderen Bürger_innen, Medien, Ausbildungs- und Forschungseinrichtungen sowie landwirtschaftliche Verbände (Bioverbände, Zuchtverbände etc.) mit ganz unterschiedlichen inhaltlichen Ausrichtungen. Um eine kritische Masse zu erreichen, welche auch die staatliche Agrarpolitik wesentlich beeinflussen kann, ist wohl noch viel Bewusstseinsarbeit und verstärkte Allianzenbildung mit diesen gesellschaftlichen Gruppen nötig. Aus diesem Grund sind bei den agrarpolitischen Seminaren der ÖBV-Via Campesina Austria auch nicht in der Landwirtschaft Tätige herzlich willkommen, schliesslich geht Agrar- und Ernährungspolitik uns alle an! **Auch die Bewegung für Ernährungssouveränität sucht aktiv nach breiten Bündnissen.** Denn «Ernährungssouveränität» steht für «das Recht der Bevölkerung, ihre Ernährung und Landwirtschaft selbst zu bestimmen».[3]

Über agrarpolitische Strukturen Bescheid wissen

Beim Eintreten für die eigenen Rechte und Anliegen ist es hilfreich, über die herrschenden Systeme Bescheid zu wissen. Das dachten sich auch die ÖBV-Mitglieder, die vor

[1] *Monika Thuswald ist Bildungsreferentin der ÖBV-Via Campesina Austria (siehe Kasten).*
[2] *Der Österreichische Bauernbund gehört der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) als Teilorganisation an.*
[3] *Deklaration des weltweiten Forums für Ernährungssouveränität, Mali, Februar 2007*

Monika Thuswald Foto: Jan Schlüter

zwei Jahren den Wunsch nach Veranstaltungen zu agrarpolitischem Basiswissen äusserten. Auf diese Anregung hin führte die ÖBV-Via Campesina Austria im Frühjahr 2015 einen sehr gut besuchten mehrteiligen «Agrarpolitischen Grundkurs» durch und veranstaltete im Winter 2015/16 eine Reihe unterschiedlich gut besuchter agrarpolitischer Seminare.

Die aktuelle EU-Agrarpolitik ist zum Teil auch durch WTO-Regeln bedingt. So gelten gemäss Welthandelsorganisation zwar direkte Exportsubventionen und an die Produktion gekoppelte Förderungen als wettbewerbsverzerrend und sind verboten, sogenannte «entkoppelte» landwirtschaftliche Förderungen pro Hektar sind jedoch erlaubt. Die herrschende 'Agrarelite' missachtet oder verneint jedoch, dass die flächenbezogenen Direktzahlungen den Landwirt_innen in der EU ermöglichen, ihre Erzeugnisse zum Teil unterhalb des Produktionspreises zu verkaufen. Nur deshalb ist europäisches Milchpulver am Weltmarkt konkurrenzfähig und kann dazu beitragen, lokale Milchmärkte in Ländern des Südens zu zerstören. Darüber hinaus bevorzugen die flächenbezogenen Zahlungen flächenmässig grosse Betriebe. Auch andere Irrtümer und undifferenzierte Aussagen über die EU-Agrarpolitik gibt es aufzuklären! Die Zahlungen in Österreich werden meist mit der Förderwürdigkeit der kleinstrukturierten, ökologischen Familienlandwirtschaft begründet, während der Grossteil der Gelder in Wirklichkeit an Grossbetriebe und die verarbeitende Industrie geht. Der Konfliktforscher und ÖBV-Mitbegründer Franz Rohrmoser bezeichnet diesen **Missbrauch der Bauern und Bäuerinnen durch 'ihre' Vertreter_innen als «Vorspannmechanismus»**. Er fragt auch danach, wo die Wut der Betroffenen bleibt.

Von der Wut zur Bewegung für Ernährungssouveränität

Es gibt sie, die wütenden Bäuerinnen und Bauern, die aber nicht in ihrer Wut steckenbleiben, sondern sich zusammenschliessen, um gemeinsam nach Lösungen zu suchen, sich gegenseitig zu stärken und ihre eigenen Interessen zu vertreten. Von solchen eigenständigen Bauern und Bäuerinnen wurde vor gut 40 Jahren die ÖBV gegründet. **Selbstvertretung nach dem Motto „nichts über uns ohne uns“ ist auch ein wichtiges Prinzip der globalen Kleinbäuer_innenbewegung La Via Campesina, mit weltweit 164 Mitgliedsorganisationen in 73 Ländern.** La Via Campesina war es auch, welche das Konzept der Ernährungssouveränität in die globale Diskussion über Agrar- und Handelspolitik eingebracht hat. Beim ersten europäischen Forum für Ernährungssouveränität 2011 in Krems (Österreich) wurden drei Strategien zur Umsetzung von Ernährungssouveränität definiert: Transformieren, Widerstand leisten und Alternativen aufbauen (http://www.nyelenieurope.net). Wie das genau umgesetzt wird, und welche Themen Priorität haben, kann für jeden Menschen, jede Gemeinde, jedes Land unterschiedlich sein. In Österreich hat zum Beispiel der Widerstand gegen TTIP, das geplante Freihandelsabkommen zwischen der EU und den USA, zurzeit eine grosse Bedeutung.

Lokale Probleme angehen

Die gegenwärtigen Schwierigkeiten bäuerlicher Landwirtschaft in Vorarlberg wurden am Vetterhof in einem öffentlichen 'Weltcafé' diskutiert, zu dem interessierte Gäste hinzukamen. Im Ländle ist zum Beispiel der Bodenverlust durch Zersiedelung ein grosses Problem. **Für Neueinsteiger_innen in die Landwirtschaft ist es beinahe unmöglich, an bezahlbares Land zu kommen. Hier regt sich kreativer Widerstand zum Beispiel durch den Verein «Bodenfreiheit»** (http://www.bodenfreiheit.at). An Ideen mangelt es nicht: vom Haustausch über eine Transparenzdatenbank für verfügbare Flächen bis zur Begleitung für ausserfamiliäre Hofübergabe. Weiters tut in Vorarlberg eine Diversifizierung der Landwirtschaft Not: Der Selbstversorgungsgrad bei Milch liegt weit über 100 %, bei Gemüse beträgt er nur wenige Prozentpunkte. Doch es gibt sie, die jungen motivierten Quereinsteiger_innen, die Gemüse anbauen wollen, hätten sie nur ein Stück Land … Aber auch für den Milchbauernsohn eröffneten sich in dieser Diskussion neue Handlungsoptionen abseits des Melkens.

Die Teilnehmer_innen betonten im Laufe des Wochenendes immer wieder, **wie wohl es tut, Gleichgesinnte zu treffen und gleichzeitig neue Perspektiven kennenzulernen.** Das ist fruchtbar, motiviert, bestärkt, macht Meut und weckt den Wunsch, in Kontakt zu bleiben. So gesehen war das Seminar ein voller Erfolg! Entscheidend für die Realisierung und Bewerbung des Seminars war die Unterstützung der Bodenseeakademie, von Bio Austria Vorarlberg und die Vermarkter von Bio Vorarlberg sowie dem Vetterhof.

Bei allen Seminaren der Agrarpolitik-Reihe (insgesamt fünf) war es schwierig, genügend Menschen für die Veranstaltung zu interessieren und zu motivieren. Vor allem Bäuerinnen sprechen offen über ihren inneren Widerstand gegen eine Auseinandersetzung mit den herrschenden agrarpolitischen Strukturen. Viele Interessierte schaffen es nicht, sich am Hof für zwei Tage entbehrlich zu machen. Die Einschätzungen derjenigen, die sich entschlossen haben teilzunehmen, waren aber dann sehr positiv. Für agrarpolitisches Einmischen und bäuerliche Praxis gegen den Mainstream ist der Austausch mit Ähnlichgesinnten sehr wichtig und bereichernd! Doch um das zu erkennen und umzusetzen, muss man sich erst einmal ein Stück weit aus dem Hamsterrad des Alltags befreien (können). In Summe zeigt sich immer wieder: Für die Arbeit an einer bäuerlichen Zukunft sind aktive Regionalgruppen in Kombination mit regionsübergreifender Vernetzung, spannende Veranstaltungen und Projekte sowie breiten Allianzen von enormer Bedeutung. ●

Die ÖBV:

Die *ÖBV-Via Campesina Austria – österreichische Berg- und Kleinbäuer_Innen Vereinigung* wurde 1974 als basisdemokratische Interessensvereinigung von Bergbauern gegründet. Sie entwickelte sich im Lauf der Jahrzehnte zur geistigen Heimat von widerständigen Berg- und Kleinbauern- und bäuerinnen in ganz Österreich. Die wichtigsten Aktivitäten des Vereins sind basisorientierte Bildungsarbeit und politische Interessenvertretung. Die ÖBV ist als Mitglied der Kleinbäuer_innenbewegung La Via Campesina weltweit vernetzt und engagiert sich in der Bewegung für Ernährungssouveränität.

Weitere Infos:
www.viacampesina.at,
www.viacampesina.org

Das Kulturland: Nicht nur Privileg, sondern auch Verpflichtung für die Landwirtschaft

Das Landwirtschaftsland ist in der Schweiz in seiner Fläche und seiner Fruchtbarkeit gefährdet. Die Landwirtschaft selber ist daran alles andere als unschuldig. Ein Kurswechsel tut not.

Marcus Ulber.[1] «Hier müsste man wohnen», denkt die Lehrerin jedes Wochenende, wenn sie oberhalb des Dorfes dem Waldrand entlang spaziert und ihren Blick über die angrenzenden Weiden und Äcker in die liebliche Landschaft schweifen lässt, «hier, mitten im Grünen». Den Bauern als Grundstückbesitzer fragen, ob er ihr die Parzelle verkauft? Bei der Gemeinde eine Baubewilligung für ein Häuschen einholen? Beide Male natürlich Fehlanzeige. Weder darf sie als Nicht-Landwirtin das Land erwerben noch kann sie ausserhalb der Bauzone ein Wohnhaus erstellen.

Was der Lehrerin grundsätzlich verwehrt bleibt, ist dem Bauern im Grundsatz möglich. Denn die Schweizer Landwirtschaft geniesst im Bundesrecht zwei wichtige Privilegien, die kein anderer Wirtschaftszweig und Personenkreis für sich beanspruchen kann. Erstens schafft das Raumplanungsrecht eine Trennung zwischen Baugebiet und Nichtbaugebiet und definiert eine Landwirtschaftszone, wo nur die Bäuerinnen und Bauern zonenkonform bauen dürfen. Und zweitens schliesst das bäuerliche Bodenrecht Nicht-LandwirtInnen vom Erwerb von Landwirtschaftsland aus. Bei beiden Grundsätzen gibt es gewisse Ausnahmen, aber der Grundsatz gilt. **Mit dem Ziel, der Landwirtschaft das Kulturland als Produktionsgrundlage langfristig zu erhalten, schenkt der Staat der Landwirtschaft Sonderrechte** und schränkt die Freiheit der übrigen Bevölkerung und Wirtschaft ein.

Die Ausgangslage dafür, dass die Schweizer Bäuerinnen und Bauern auf guten und gut geschützten Böden für alle Zukunft Nahrung produzieren können, könnte also nicht besser sein. Nun gilt es, das Privileg zu hegen und mit dem Exklusivgut Landwirtschaftsland sorgsam umzugehen. Man müsste meinen, dass dies eine Selbstverständlichkeit ist. Ein Blick auf die Realität belehrt uns eines Besseren.

Die Fläche schwindet

Die Fläche des Kulturlandes wird Tag für Tag kleiner. Die Arealstatistik des Bundes, welche anhand von Luftaufnahmen alle zwölf Jahre die Art der Bodennutzung an 4,1 Mio. Stichprobenpunkten ermittelt, liefert dazu die ebenso eindrücklichen wie bedenklichen Befunde: In den 24 Jahren zwischen der Erhebung 1979/85 und der Erhebung 2004/09 hat die Schweizer Landwirtschaftsfläche um 85‘000 Hektaren abgenommen. Das entspricht einem Rückgang von gut 5 Prozent. Die grösste prozentuale Abnahme verzeichneten die Obst-, Reb- und Gartenbauflächen, die um knapp 31 Prozent schrumpften, innerhalb von 24 Jahren also annähernd einen Drittel der Fläche einbüssten. **Die grösste absolute Abnahme betrifft das Ackerland und die Alpwirtschaftsflächen mit je knapp 30‘000 Hektaren**[2]. Die Alpwirtschaftsflächen sind mehrheitlich verschwunden, weil deren Bewirtschaftung aufgegeben wurde und der Wald in der Folge sein Territorium wieder zurückgewann. Diese natürliche Wiederbewaldung mag in verschiedener Hinsicht ungewünscht sein, der Boden nimmt dadurch jedoch keinen Schaden. Nimmt das landwirtschaftliche Interesse an der Alpwirtschaft in Zukunft wieder zu, kann der Wald wiederum zurückgedrängt werden, und die Kühe und Schafe können erneut weiden.

Ganz anders verhält es sich mit Gebäuden und Verkehrsflächen. Diese beiden Nutzungstypen haben innert 24 Jahren im ganzen Land 41‘000 Hektaren Landwirtschaftsfläche gefressen, mehrheitlich im Tiefland. Dieser Verlust ist praktisch irreversibel. Eine Fläche, die unter einem Haus oder unter Asphalt verschwindet, verliert ihre Fruchtbarkeit. Unschön an diesem unwiederbringlichen Verbrauch des Kulturlandes ist die Tatsache, dass die Landwirtschaft selber dazu einen nicht unwesentlichen Beitrag leistet: Gesamtschweizerisch machten landwirtschaftliche Gebäude einen Fünftel der gesamten Gebäudefläche aus, die auf Landwirtschaftsland erstellt wurde. **Mehr als 6‘000 Hektaren Land verschwanden unter Masthallen, Remisen, Silos, Ställen und landwirtschaftlichen Wohnbauten**. Weil viele dieser Bauten auf der „grünen Wiese“ erstellt wurden, mussten sie mit einer neuen Strasse erschlossen werden. Ein gewisser Teil der 9‘200 Hektaren neuer Verkehrsflächen im Kulturland dürfte daher ebenfalls auf Kosten der Landwirtschaft gehen, auch wenn die Arealstatistik diese Unterscheidung nicht macht. Die Arealstatistik unterscheidet auch nicht, ob die Nutzungsänderung des Bodens innerhalb oder

Stück für Stück wird das schöne Land bebaut. Foto: Jan Ryser

ausserhalb der Bauzonen stattfindet. Eine Zusammenstellung im Kanton Aargau[3] hat für das Jahr 2014 ergeben, dass **rund 60 Prozent (!) der Bodenverluste ausserhalb der Bauzone durch die Landwirtschaft selbst verursacht wurden**.

Fruchtbarkeit ist gefährdet

Neben dem quantitativen Rückgang an Kulturland ist auch der qualitative Verlust zu betrachten. Die Gesetzgebung des Bundes will «die Fruchtbarkeit des Bodens dauerhaft erhalten»"[4]. «Boden gilt als fruchtbar, wenn die biologisch aktive Lebensgemeinschaft, die Bodenstruktur, der Bodenaufbau und die Mächtigkeit für seinen Standort typisch sind und er eine ungestörte Abbaufähigkeit aufweist»[5].

Die Datenlage bezüglich der Bodenfruchtbarkeit ist jedoch leider dürftig. Der Bundesrat musste bei der Beantwortung einer parlamentarischen Anfrage bereits 2008 zugestehen, dass «für die flächendeckende Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit in der Schweiz wichtige Planungsgrundlagen fehlen».[6] **Der Bund und die Kantone navigieren wenn nicht im Blindflug, dann zumindest im dichten Nebel.** Die Kontrolle, ob die gesetzlichen Vorgaben im Bereich der Bodenfruchtbarkeit erreicht werden, erfolgt bis heute in mangelhafter und unkoordinierter Art und Weise. Es existieren zwar viele Aufnahmen und Proben von Forschungsanstalten und Fachstellen der Kantone und des Bundes zu Bodenaufbau, Bodenphysik und Bodenchemie, es gibt ältere und neuere Bodenkarten, auch die Bodenbiologie wurde punktuell erhoben. Öffentlich abrufbar und in einer Art und Weise auswertbar, dass ein gesamtschweizerischer Überblick zum Stand der Bodenfruchtbarkeit entsteht, sind die Daten jedoch nicht. Wer auch immer den Versuch einer Zusammenstellung gewagt hat, kam bereits vor 20 Jahren zu beunruhigenden Ergebnissen, was die stofflich-chemischen, die physikalisch-mechanischen oder die biologischen Belastungen betrifft: Etwa ein Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche (ohne Alpen) ist durch den einen, anderen oder mehrere Faktoren gefährdet.[7/8] Auch hier trägt die intensive Art der konventionellen landwirtschaftlichen Bewirtschaftung massgeblich zu Erosion, Verdichtung, Stoffeinträgen und zur Zerstörung des Bodenlebens bei.

Die Wiederverwendung des Oberbodens kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Kulturland verloren geht. Foto: Beat Hauenstein

Ein Kurswechsel tut not

Sowohl für den Verlust an Kulturland wie auch für die Gefährdung der Bodenfruchtbarkeit sind viele Landwirtschaftsbetriebe also massgeblich mitschuldig. Dieses aktive Mitwirken an der quantitativen und der qualitativen Bodengefährdung unterminiert nicht nur die Möglichkeit einer langfristigen Produktion, es untergräbt auch die Rechtfertigung der eingangs beschriebenen Privilegien der Landwirtschaft bezüglich Bodennutzung. Ein Privileg ist auch eine Verpflichtung. **Notwendig sind Änderungen in der Bodenpolitik des Bundes und der Kantone, aber auch Selbstverpflichtungen der Landwirtschaft. Was muss ändern?**

- Die ständige Zunahme an landwirtschaftlicher Gebäudefläche muss aufhören. Das heisst nicht, dass gar keine neuen Gebäude und Anlagen mehr erstellt werden dürfen. Jedoch müssen – vor allem wenn Ersatzneubauten erstellt werden – künftig vermehrt bestehende Bauten wieder entfernt werden, wenn der ursprüngliche Zweck der Baute wegfällt. Wenn ein Ökonomiegebäude für nichtlandwirtschaftliche Zwecke umgenutzt wird, soll ein angemessener Teil des dabei entstehenden Mehrwerts abgeschöpft werden. Die gewonnenen Mittel sollen für die Entfernung von nicht mehr benötigten Bauten in der Landschaft oder für die Verbesserung der Landschaftsqualität eingesetzt werden.
- Der Flächenschutz des Kulturlandes muss erhöht werden. Unwiederbringlich zerstörtes Kulturland soll flächig ersetzt werden, unabhängig vom Produktionswert des Bodens. Dabei sollen produktive Böden nicht gegen weniger produktive Böden ausgespielt werden. Jede Art von Kulturland verdient einen besonderen Schutz.
- Die Erhaltung der natürlichen Bodenfruchtbarkeit muss zur obersten Maxime der landwirtschaftlichen Nutzung werden. Die bodenschonende Bewirtschaftung, die Nutzung von Stoffkreisläufen statt externen Einträgen von Futter und Dünger sowie der Verzicht auf Pestizide helfen, die Bodenfruchtbarkeit langfristig zu erhalten. Der Landwirtschaftsboden ist mehr als ein nährstoffhaltiges Substrat zur Produktion von Nahrung oder Futter, welches wieder hergestellt oder ersetzt werden kann, wenn es ausgelaugt, verbraucht oder vergiftet ist. Wer das anders sieht, sollte in Gewächshäusern mit Hydrokultur arbeiten. In der Bauzone.
- Bei der vorgesehenen Überarbeitung und Stärkung des Sachplans Fruchtfolgeflächen des Bundes muss der Aspekt der Bodenfruchtbarkeit viel stärker berücksichtigt werden. Es darf nicht sein, dass die „besten" Böden durch intensive Bewirtschaftung in ihrer Fruchtbarkeit gefährdet werden.
- Es müssen gesamtschweizerisch auf koordinierte Weise Daten zur Bodenfruchtbarkeit erhoben werden, die öffentlich zur Verfügung stehen und die eine Überprüfung der Zielerreichung ermöglichen. ●

[1] Marcus Ulber ist Forstingenieur und Raumplaner. Er ist bei Pro Natura für die Wald- und Raumplanungspolitik zuständig. In diesem Rahmen befasst er sich auch mit dem Schutz des Kulturlandes und mit dem Sachplan Fruchtfolgeflächen. — [2] http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/02/03/blank/data/01.html

[3] Kräuchi und Tschannen: Ja zur Gewässerrevitalisierung – (k)eine Frage der Fruchtfolgeflächenverluste. Schweiz Z Forstwes 166 (2015) 4: 213–218

[4] Zweckartikel des Bundesgesetzes über den Umweltschutz (Umweltschutzgesetz, USG), SR 814.01

[5] Artikel 2 der Verordnung über Belastungen des Bodens (VBBo), SR 814.12

[6] Anfrage Bastien Girod „Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit", Geschäft 08.1090

[7] Thomas Mosimann, unter Mitarbeit von Barbara Mosimann-Baumgartner: Die Gefährdung der Böden in der Schweiz : Syndrome der Bodengefährdung, Abschätzung der zerstörten und belasteten Bodenflächen, Trends. Eine Synthese. WWF Schweiz, 1996

[8] Rudolf Häberli et al: Boden-Kultur: Vorschläge für eine haushälterische Nutzung des Bodens in der Schweiz. Verlag der Fachvereine, 1991

Foto: Gaël Monnerat / UFA-Revue

Star Trek goes Landwirtschaft. Oder: Die Frauen sind für einmal nicht mitgemeint.

Jakob Weiss. Rund 10'000 Schweizer haben die Agritechnica in Hannover im November 2015 besucht. Hannover liegt nicht um die Ecke, ohne Übernachtung(en) geht so ein Besuch nicht. Gehen wir davon aus, dass in diesem Zusammenhang die Frauen eher nicht mitgemeint sind und dass von den 10'000 Schweizern vielleicht jeder dritte ein Bauer war, dann haben um die 5% aller CH-Bauern diese Landtechnik-Ausstellung in Norddeutschland besucht. Sie taten es, «obwohl sich die Situation für die Schweizer Landwirtschaft politisch und wirtschaftlich künftig schwieriger gestalten wird.»[1] Ob Agritechnica oder ihre Schweizer Schwester Agrama, **solche Messen verkörpern Erfolg und sind Anziehungspunkte, die geradezu danach rufen, die magnetischen Kräfte verstehen zu lernen, die von ihnen ausgehen**. Als Katalysator für eine aufschlusssuchende Gedankenreise soll ein Bild dienen. Denn ein Bild sagt mehr als tausend Worte, so weiss der Volksmund. Suchen wir also die Worte im Titelbild der massgebenden landwirtschaftlichen Fachzeitschrift: Was sehen Sie?

Mir kommt der Kopf von Darth Vader entgegen.[2] Nur das Grün will nicht recht passen. Trotz 'Helm' sind Augenpaare auf mich gerichtet, Ohrenähnliches steht ab, glänzende Zähne blecken aus der Fresse. **Dieses martialische Darth Vader-Haupt steht in einem Strahlenkranz.** Eine Darstellung, wie man sie vergleichbar in katholischen Kirchen auf Ex-Voto-Tafeln findet, wo Rettung und Heil für einen Menschen symbolisiert sind. Im Zentrum der Gegensätzlichkeit von Hell und Dunkel prangt zwischen geblähten Nüstern ein Firmenlogo: Gedrungener Ackergaul, eingeengt im glänzenden Dreieck. Gleich darüber entdecke ich das kleine und beschattete Gesichtchen eines Knaben, vielleicht acht oder zehn Jahre alt? Er blickt völlig konzentriert auf die Armaturenlandschaft und gleichzeitig staunend über Kimme und Korn in meine Richtung. Im Profil neben ihm ein Männerkopf, begleitender Vater oder Fachmann für die teuflisch grosse Maschine, dessen Mund und vermutlich auch die zeigende (nicht sichtbare) Hand Erklärungen abgibt. Und jetzt kommt mir plötzlich ein unangenehmer Gedanke. **Wenn dieser Mann diesem Knaben einen unsittlichen Film zeigen würde, einfach so ein Häppchen Pornographie**, wie Kinder es sich schon herunterladen können, und wenn der Mann dabei ertappt würde, obwohl er nur gerade etwas Ablenkung suchte, als der Knabe unerwartet in sein Büro und neugierig hinter ihn trat – – – dann ist es gut denkbar, dass der Mann in Untersuchungshaft landet. Nichts davon bei den beiden im Traktor, ihnen wird bestimmt ein gutes Vater-Sohn- oder Meister-Lehrling-Verhältnis attestiert. Warum finde ich dieses Bild trotzdem obszön?

Ein paar Worte zum abgebildeten Ungetüm. Es ist die «Maschine des Jahres 2016». Der Traktor der Kategorie XXL weckte nicht nur «bei den Besuchern Enthusiasmus», sondern «beeindruckte [auch] die Wettbewerbs-Jury», die aus 23 Fachredaktoren aus 23 Ländern bestand. So wird er beschrieben: «500 PS für Ihr tägliches Meisterwerk. Gross, stark, einzigartig. 356 Tage im Jahr Höchstleistung.» Er ist «mit den neuesten Softwarelösungen ausgestattet, die ideal ineinandergreifen und die einzelnen Arbeitsschritte zum Gesamtmeisterwerk perfektionieren.» «Die Einsatzstärke Ihrer Flotte wird optimiert.» «Über das Telemetriesystem [...] erhöhen Sie die Reaktions- und Einsatzzeiten Ihres gesamten Fuhrparks auf Knopfdruck.» Der Platz reicht hier nicht, um alle Superlative für die superpotente Maschine aufzuzählen, die man per Click auch in Videoausschnitten vorgeführt bekommt. Der Siegertraktor aller Klassen verkörpert schlichtweg die **«Landwirtschaft 4.0»** und eine Arbeitsweise, «die schon fast derjenigen von Piloten einer Verkehrsmaschine ähnelt». Sein Preis? Er war noch nicht festgelegt, als der Knabe in die Kabine steigen durfte und Bilder sah, die ihn noch im Traum begleiten werden.

Auch die Erwachsenen im Publikumsbild stehen ergriffen ums Kultobjekt. Worin liegt die Faszination? Ist es die hier nur gestreifte «Spitzentechnologie», die mit geheimnisvoll tönender und gleichzeitig souveräner Sprache in eine andere Welt lockt? Da sässe man im Raumschiff, kontrolliert das Cockpit und wird von ihm kontrolliert, diverseste Sensoren arbeiten und der Motor vibriert – Mensch leistet Übermenschliches. Oder ist es einfach der grossgewordene Bubentraum? Die Phantasie von Stärke, Macht, Grösse, Unbezwingbarkeit? **Der Traktor: Viagra für die Landwirtschaft. Und wenn ich den grössten habe, sehen endlich alle, was sie an mir verpasst haben**.

Man mag einwenden, die bodenständigeren Fakten würden bei solchen Träumereien schon nicht abhanden kommen. Kein Schweizer Bauer trage sich ernsthaft mit der Absicht, diesen Supertraktor mit 21 Tonnen zulässigem Gesamtgewicht zu kaufen, der mit einigen Extras versehen wohl gegen eine halbe Million Franken kosten wird. Wo und mit welchem Zusatzgerät könnte er ihn überhaupt gebrauchen? Wie bezahlen? Doch die Verlockung beim kleinen wie beim gross gewordenen Buben erlöscht eben nicht so rasch. An diesem Punkt der Bildbetrachtung müssen wir noch auf das Medium als Ganzes schauen, welches solche Bildinhalte transportiert. Die UFA-Revue erreicht nämlich auch die 95% der Schweizer Bauern, die nicht leibhaftig zu den begehrenswerten Maschinen pilgerten. Das Heft liegt mit einer Auflage von über 70'000 kostenlos im Briefkasten und

1 Alle Zitate und Angaben aus: UFA-Revue 12/2015, Seite 3 und Seiten 19 – 21 sowie Homepage zu Fendt 1050 Vario.

2 Obwohl ich mit Ausnahme weniger früher Episoden nie einen Star Wars-Film gesehen habe, muss mir diese heute populäre Figur auf andern Wegen visuell schon öfters begegnet sein, wenn auch ungewollt. Nun habe ich gegoogelt, der Typ ist mit Verlaub echt bös oder krank.Das verstehen Kenner der Materie aber vielleicht anders als ich.

Männer, angezogen von der Macht der Maschine ... Foto: Gaël Monnerat / UFA-Revue

ist die meistgelesene landwirtschaftliche Zeitschrift, also meinungsbildend.

Tabakwerbung wurde verboten und bald möchte kein Turnlehrer mehr eine Mädchenklasse unterrichten, aus Furcht, eines sexuellen Übergriffs bezichtigt zu werden. Warum darf in der Landwirtschaft **das Weltbild technischer Beherrschbarkeit einer fügsamen Natur** so schamlos beworben werden? Die Reportage über die Agritechnica ist mit nichts weniger als «Blick in die Zukunft» überschrieben. Und der Seiten-Sprung im stets farbigen Heft von den Maschinen zu den beinahe platzenden Kuheutern, den dank Futtermitteln strotzenden Ferkeln, den prallen Beeren und dem hochschiessenden Mais, ja sogar zu den akkurat vorrechnenden Tabellen und Graphiken (für Ertragssteigerungen und gegen Buchhaltungsverluste) ist verlockend. Monat für Monat wird eine dem Bäuerlichen völlig entfremdete Welt als das Normale, Vernünftige, Zukunftsverheissende ausgebreitet und mit instrumentalisierten Betriebsberichten und Familienporträts menschenfreundlich geschmückt. Man könnte auch sagen: Die Quadratur der Natur wird mit anspruchsvollen Tricks noch und noch vorgegaukelt. Leider gibt sich auch die Bio-Landwirtschaft jeweils mit einer Doppelseite her.

Ich würde behaupten, was Atrazin für das Unkraut, sei die UFA-Revue für eine – im Ernst gemeinten Sinn – nachhaltige Landwirtschaft, wenn mir dadurch keine Verleumdungsklage drohen würde. Also lasse ich es bleiben. Ihnen möchte ich jedoch empfehlen, in jedem Bild der kommenden UFA-Revue, ob aus der Werbung stammend (fangen Sie zum Beispiel mit «Richtig gute Arbeit» an) oder aus redaktionellem Empfinden heraus eingefügt, die 1000 Worte zu suchen, die darin versteckt sind. Ich schliesse für heute, ohne fertig zu sein, mit 1013 Wörtern ab und wünsche dem Knaben in der Raumstation eine auf den Boden zurückgekehrte, mit dem eigenen Kopf (statt einem Knopf) lenkbare, durch eigenständige Arbeit gestaltete und mit eigenen Mitteln finanzierbare Landwirtschaft. ●

Was in einer Zeit sehr seltsamer Naturbeziehung gesagt wurde:

«Löst man sich einmal konsequent von solchen zwar volkstümlichen, aber wissenschaftlich kaum mehr vertretbaren Vorstellungen, nach denen der Boden etwas besonderes, mit Leben durchsetztes, Leben hervorbringendes, fruchtbares, vielleicht sogar geheimnisvolles, in seinen Zusammenhängen und seinem Wirken nicht Erfaßbares ist, und setzt an ihre Stelle eine dialektisch-materialistische Betrachtungsweise der Vorgänge bei der Produktion von Pflanzen, so wird Boden zu einem Gefäßsystem, zu einem von vielen Arbeitsmitteln, die, vom Menschen benutzt, dem Menschen, aus Pflanzennährstoffen, Wasser … und Sonnenenergie die Produktion von Pflanzen ermöglichen. … Der Mensch allein produziert also; weder Pflanzen noch Tiere, und auch der Boden ist nicht 'fähig', Erträge hervorzubringen.»

Otto Rosenkranz (DDR, 1963), Zur Ökonomik der Bodenfruchtbarkeit. Zeitschrift für Agrarökonomik 6: S. 196

Was ist anders 2016? «Spüren Sie die Macht. Übernehmen Sie das Kommando. ... Der 7250 TTV WARRIOR ... konzipiert für die härtesten Einsätze auf Feld und Straße.» *Werbung von Deutz-Fahr, http://www.deutz-fahr.com/landing/de-de/traktoren-7250-ttv-warrior* (np)

HiPP

Das Beste aus der Natur.
Das Beste für die Natur.

Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

Ressource Wasser

Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

Nein zu Grüner Gentechnik

Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

Erneuerbare Energiequellen

Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

Klimafreundliche Produktion

CO_2-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

Claus Hipp

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

Mehr dazu unter www.hipp.ch

Einladung zur Exkursion

«Humusgeschichten – Das Bioforum auf Exkursion»

Eine gelingende Humuswirtschaft ist die Grundlage für einen gesunden, fruchtbaren Boden und gesunde Lebensmittel. Aber wie gelingt die Kompostierung organischer Materialien und Humusaufbau auf dem Feld? Welche Erfahrungen machen Bauern und Bäuerinnen in der Humuswirtschaft? (Wie) kann Pflanzenkohle für den Humusaufbau genutzt werden? Diese und weitere Fragen will das Bioforum im Rahmen dieser Exkursion aus verschiedenen Perspektiven beleuchten und mit Bäuerinnen und Bauern sowie weiteren Fachpersonen diskutieren.
Die Teilnehmenden der Exkursion erhalten einen Einblick in die Arbeitsweise und Erfahrungen der Verora GmbH (www.veroa.ch), diskutieren aktuelle Forschungsergebnisse zu Humuswirtschaft und Bodenfruchtbarkeit, lernen die Pyreg Forschungs- und Entwicklungsanlage auf dem Hof Wies kennen und tauschen sich mit Bäuerinnen und Bauern über ihre Erfahrungen in der Humuswirtschaft aus.

Wann: 21. April 2016, 10.10–ca. 16.00 Uhr
Wo: Chripfelihof, Edlibach ZG (vormittags) und Hof Wies, Neuheim ZG (nachmittags)
Kosten: 75 CHF (inkl. kleines Mittagessen auf dem Chripfelihof)
Referenten: Fredy Abächerli (Geschäftsführung Verora GmbH), Gottfried und Edith Halter (Landwirte, Chripfelihof), Franz Keiser (Landwirt Hof Wies)
Anmeldung*: bis Ende März auf bioforumschweiz.ch/agenda oder Telefon 026 921 11 30, Tania Wiedmer.

Die Exkursion wird ab 12 Teilnehmenden durchgeführt. Die Anmeldung wird nach Eingang bestätigt. Eine Woche vor Exkursionsstart erhalten alle Teilnehmenden das detaillierte Exkursionsprogramm zugestellt.
* Bitte erwähnen Sie bei der Anmeldung, ob Sie mit dem Auto anreisen und Mitfahrgelegenheiten für den Transport von Edlibach nach Neuheim anbieten können.

Bioforum-Hauptversammlung 2016

Der diesjährige Biogipfel fällt aus. Die langjährige Tradition wird vom Vorstand für eine gezielte Mitgliederwerbungsaktion im 2016 unterbrochen.

Wie gehabt findet die Bioforum-Hauptversammlung in Zofingen statt.
Samstag, 18. Juni 2016
von 13.00–14.00 Uhr im Konferenzraum Hotel Zofingen am Kirchplatz 30

Traktanden:
1. Protokoll der HV vom Juni 2015
2. Jahresbericht des Präsidenten
3. Jahresrechnung 2015*
4. Wahlen: Paul Walder kandidiert f.d.Vorstand
5. Budget 2016*
6. Tätigkeitsschwerpunkte 2016/2017
7. Verschiedenes

* Jahresrechnung und Budget werden an der Sitzung verteilt

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 71. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle:
Lukas van Puijenbroek
Aebletenweg 32
8706 Meilen
Telefon 044 520 90 19
lukas.puijenbroek@bioforumschweiz.ch

Redaktion: Nikola Patzel, Wendy Peter
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission:
Christian Gamp, Sonja Korspeter, Nikola Patzel, Wendy Peter, Jakob Weiss

Gestaltung: Lukas van Puijenbroek und Nikola Patzel

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:
inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:
SFr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro

Druck: Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 2/16: 15. Mai 2016

Für aktuelle Infos:
www.bioforumschweiz.ch

Ich/wir werde/n Mitglied des Bioforums Schweiz. Die Mitgliedschaft beinhaltet das vierteljährlich erscheinende «Kultur und Politik», Einladung zu den Möschberggesprächen und zum Biogipfel mit Fachreferaten!

☐ als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
☐ als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
☐ als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: _____

Nachname: _____

Strasse / Nr.: _____

PLZ / Wohnort: _____

E-Mail: _____

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:
Bioforum Schweiz, Lukas van Puijenbroek, Aebletenweg 32, 8706 Meilen

DIE POST
P.P.
CH-8706 Meilen